Unsere konkrete Alternative:

menschlicher und sozialer leben in den Städten – durch Wohnumfeld–Verbesserung

Während die etablierten Parteien
leere Sprüche reissen,
immer konservativer werden
und dabei die Erde unbewohnbar machen,

arbeiten
eine Fülle von Bürgerinitiativen,
handfest, konkret, schrittweise
daran, unsere Umwelt
lebenswert zu erhalten
oder lebenswert wiederherzustellen.

Wir machen konkrete Vorschläge.

Hier ein Katalog
sozialer Öffentlichkeit.
Besprecht ihn mit Freunden, Kollegen,
Nachbarn, Mitbürgern !
Versucht, selbst etwas zu tun !
Zwingt Politikern und Verwaltungen
Eure Initiativen auf !
Reibt Ihnen Eure Vorschläge
(auch den Katalog, wenn Ihr wollt)
unter die Nase !

Laßt nicht locker !

Roland Günter/Janne Günter. Mitarbeit: Horst Heinicke

Wohnumfeld-Verbesserung

Ein Katalog von Elementen sozialer Öffentlichkeit

I. SOZIALE DIFFERENZIERUNG

VERFÜGUNG

Architektur dient dem Lebensprozeß der Gesellschaft. Will die Gesellschaft sich entwickeln, muß sie auch ihre gebaute Umwelt, d.h. ihre Architektur entwickeln.

Die Architektur ermöglicht oder verhindert Beziehungen der Menschen zueinander. Man kann schließlich an ihrem Zustand ablesen, wie diese Beziehungen aussehen.

1. Fall: Wenn Menschen selbstbestimmte Verfügungsmöglichkeiten haben, können sie sich für ihre Tätigkeiten Formen schaffen: Räume, Gehäuse oder Objekte. In diesem Fall schaffen ihre Bedürfnisse die Architektur.

2. Fall: Wenn Menschen über Menschen verfügen, dann schaffen die einen die Gehäuse für das Leben der anderen. Meist setzen die Verfügenden ihre Interessen über die Bedürfnisse der Verfügten. Es dominiert das Interesse, möglichst viel Gewinn aus dem Bau, der Vermietung oder dem Verkauf der Gehäuse zu ziehen.

Zwischen diesen beiden Situationen bewegen sich die Auseinandersetzungen in der Wohnungsfrage.

Wenn die Verfügten sich zusammentun, wenn sie Einfluß gewinnen, dann können sie den Verfügenden Zugeständnisse oder vielleicht sogar die Verfügung abzwingen.

Dieser Kampf spiegelt sich in der Geschichte der langen Auseinandersetzungen um Stadtplanungs- und Wohnungsgesetze sowie um die Praxis ihrer Anwendung.

RAHMENBEDINGUNGEN

Rahmenbedingungen
- verhindern
- oder ermöglichen, daß sozialorientierte Räume und Objekte entstehen.
- Dies geschieht in jeweils spezifischer Weise.

Andere Autoren erörtern im vorliegenden Heft dieser Zeitschrift die Rahmenbedingungen in ausführlicher Weise. Wir verweisen darauf, daß ARCH+ in den letzten Jahren umfangreiche Diskussionen darüber gefördert hat. Daher gehen wir an dieser Stelle nicht weiter auf sie ein.

Wir möchten lediglich auf ein ungelöstes Problem hinweisen, das uns wichtig erscheint, aber in diesem Heft nicht näher dargestellt werden kann: auf die *spezifische Weise*, in der Rahmenbedingungen die konkreten Räume und Objekte beeinflussen. Dies ist ein in mehrerer Hinsicht komplizierter Vorgang:

- Wie entstehen Räume und Objekte überhaupt?
- In welcher Weise manifestieren sich Rahmenbedingungen in ihnen: in ihrer mit mehreren Sinnen faßbaren anschaulichen Gestalt?
- Was ist offen erkennbar und was kann nur durch Vorwissen erschlossen werden? [1]
- Hinzu kommt die Frage, wie Rahmenbedingungen die Aneignung in Nutzung und Wahrnehmung bestimmen.
- Was geschieht, wenn sie sich verändern? Wie verändert sich dann die Aneignung?

1) Zu diesem Problem: Roland Günter, Anschaubare Geschichte einer Industriegesellschaft – wozu? In: Eckhard Siepmann (Herausgeber), Kunst und Alltag um 1900. Drittes Jahrbuch des Werkbund-Archivs. (Anabas) Lahn-Giessen 1978, S. 329/335 (Untersuchung dieser Fragen am Beispiel der Veränderung von Zechentürmen im Ruhrgebiet).

SOZIALKULTURELLE UNTERSCHEIDUNGEN

Die Kritik am Wohnungsbau und an Sanierungsmaßnahmen in den letzten 15 Jahren entzündete sich – abgesehen von der Kritik an der Kapitalverwertung – vor allem an der mangelnden Berücksichtigung der sozialkulturellen Differenzierung der Bedürfnisse.

Diese Reduktion entsprach nicht nur der subjektiven Denkfaulheit von Experten, sondern auch der materiellen Abhängigkeit von ihren Auftraggebern; sie rechtfertigen dadurch die Reduktion des Wohnungsbaues auf eingeschränkte Standards bzw. bereiteten sie planerisch vor und begleiteten sie.

Betroffene und kritische Experten brachten die Forschung im Bereich der sozialkulturellen Differenzierung der Bedürfnisse inzwischen erheblich weiter.[1]

Wir nehmen eine Anzahl Unterscheidungen vor:

1) Die „proletarische", d.h. die „soziale Öffentlichkeit" sieht anders aus als die „bürgerliche", d.h. die tendenziell eingeschränkte und dadurch „unsoziale Öffentlichkeit" (wir gehen darauf weiter unten näher ein).
2) Unter soziologischen Gesichtspunkten unterscheidet man nach schichtenspezifischen Merkmalen zwischen Oberschicht, Mittelschicht, Unterschicht[2] und als Besonderheiten Randgruppen und Subkulturen, die Zusammenhang mit jeder der drei Schichten haben können.
3) Die einzelnen Schichten besitzen weitere Unterschiede. Sie differenzieren sich in obere, mittlere und untere Mittelschicht (gehobenes, mittleres und Kleinbürgertum). Die Unterschicht hat unterschiedliche Bereiche der Arbeiter und das „Lumpenproletariat".
4) Ferner sind Altersgruppen unterscheidbar, die bestimmte spezifische Bedürfnisse haben. Diese Differenzierung wurde im Massenwohnungsbau bislang fast durchweg in grotesker Weise ignoriert. Die Folgen, vor allem für Kinder, Jugendliche, Hausfrauen und alte Leute sind bekannt („zu wenig Auslauf", „keine Freiheit", „mangelnde Erfahrungsmöglichkeiten", „Kontaktarmut" u.a.).
5) Erst die Entwicklung dialektischen Denkens ermöglicht es, den Zusammenhang zu erkennen, daß die spezifischen Anforderungen der Arbeitswelt spezifische Möglichkeiten der Wohnumwelt beanspruchen – zum Beispiel bei Schichtarbeitern, emissionsbetroffenen Arbeitern, Fließband-Arbeitern, Nervenstreß-Betroffenen (u.a. Lehrern), Beschäftigten mit Bewegungsarmut (u.a. Angestellte in Büros).

6ff) Hinzu kommen weitere Unterscheidungen:
- spezielle Gruppierungen,
- regionale Traditionen,
- lokale Traditionen,
- gewachsene Zusammenhänge unterschiedlicher Art.

1) Erste Untersuchung in der BRD: Thomas Rommelspacher, (Altstadt) Unna 1966–1973: Stadtbauwelt 37; Bauwelt 64, 1972, Nr. 12, S. 37.

2) Die Begrifflichkeit entstammt der Herrschaftssprache. Sie beinhaltet in der Regel deren Bewertungen. Fortschrittliche Sozialwissenschaftler haben in der Zukunft die Aufgabe, für die realen Sachverhalte, die sich nur teilweise unter dem Gesichtspunkt der Beherrschung darstellen, andere Begriffe zu entwickeln.

GEBRAUCHSWERTE IM MASSENWOHNUNGSBAU

Die Städte, die seit der Industrialisierung entstanden, stellten für die breite Bevölkerung nur ein Minimum an Lebensqualitäten bereit. Denn: Die kapitalistischen Industrien konzentrierten die Produktion an wenigen Orten, holten rasch Menschen heran, indem sie sie aus den hinter den Industriegebieten absinkenden und verarmenden Landgebieten herauslockten.

Ähnlich wie in Kolonien wurde in den großen Industriestädten mit größter Schnelligkeit spekulativer Wohnungsbau errichtet – oft einzig der Devise folgend: Länge mal Breite mal Geld.

Ausnahme: Wo es besonders schwierig war, Arbeiter anzuwerben, z.B. für den sehr harten Bergbau, mußten die In-

dustrien bessere Wohnverhältnisse bieten (Arbeitersiedlungen).

Kapitalverwertung im Wohnungsbau hieß: finanzschwachen Arbeitermassen so wenig an Lebensqualitäten zu bieten, daß immer noch Gewinne gemacht werden konnten.

Der Widerspruch: während die Produktivkräfte außerordentlich entwickelt wurden, entzog das gehobene Bürgertum der Arbeiterbevölkerung in den großen Städten Lebensqualitäten, die sie in kleineren Orten oder auf dem Land in größerer Armut über Jahrhunderte hinweg mit Selbstverständlichkeit besaß, nun aber wegen Mangel an Arbeit nicht nutzen konnte.

Im Gegensatz dazu schufen sich die bürgerlichen Schichten in ihren eigenen Vierteln, meist getrennt von den Arbeitern, außerordentlich entwickelte individuelle Lebensqualitäten (Villen-Vorstädte, „bessere Viertel", „gute Wohnadresse" u.a.). Sie eigneten sich die Früchte der entfalteten Produktivkräfte an, die sie den Arbeitern vorenthielten und setzten sie in individuelle Wohnwerte um.

Mit größter Selbstverständlichkeit nehmen große Gruppen der Oberschicht und gehobenen sowie mittleren Mittelschicht Wohnwerte für sich in Anspruch, die sie der unteren Mittelschicht und vor allem Arbeitern mit derselben Selbstverständlichkeit vorenthalten:

- ausreichenden Innenraum (u.a. genügend große Kinderzimmer),
- die Wohnung zu ebener Erde,
- den eigenen Eingang,
- den wohnungsbezogenen Freiraum,
- eine vielfältige Gestaltung des Freiraums
- und komplexe Werte der Natur.

Je weniger die Produktion an Gebrauchswerten orientiert ist, desto weniger sind sie auch das Ziel der Gestaltung. Das gilt gleichermaßen für die Gestaltung der Innenstädte wie für den Wohnungsbau. Es gilt für jede Art der Gestaltung – ob es sich um ein Theater oder einen Teller handelt.

Wenn für Arbeiter geplant wird, dann muß Arbeitern zugebilligt werden, daß sie selbst mit ihren konkreten, d.h. detaillierten Erfahrungen und Bedürfnissen Ausgangs- und Endpunkt aller Planungen sind. Und: daß Planungseffektivität von ihnen geprüft werden kann. Dürfen wir die „Weisheit des Volks" ignorieren? Dürfen wir ihm statt der Verbesserung seines Alltags eine ihm fremde Monumentalität aufsetzen?

VOM NUTZEN DES KRITERIUMS GEBRAUCHSWERT

Ein Prozeß der Stadtgestaltung, der von den Bedürfnissen der Arbeiter-Bevölkerung ausgeht, muß sich an der Vermehrung und Verbesserung der Gebrauchswerte orientieren.

Die Orientierung an Gebrauchswerten hat zwei Dimensionen. *Die Gebrauchswerte sind die Kontrollkriterien der Bevölkerung für die Leistungen politischer Systeme unmittelbar am Menschen selbst. Sie ermöglichen jedem, selbst einem Kind, festzustellen, ob sein Leben gefördert wird oder nicht.*

Die Gebrauchswerte sind das Feinraster, an denen sich politische Deduktionen zu bewähren haben. Wir leiten davon ab:

- eine Diskussion über Stadtgestaltung muß zwangsläufig im Leeren verlaufen, wenn sie sich nicht an Gebrauchswerten für die Bevölkerung orientiert.

Im derzeitigen Zustand der Entwicklung der Produktivkräfte wird es allmählich möglich, die Wohnumwelt mit mehr Lebensqualitäten zu versehen.

Daher wachsen die Wünsche der Bevölkerung in allen Teilen Europas.

Welche Folgerungen für die Gestaltung des Lebensbereiches sollen daraus gezogen werden?

Wenn wir sie auf die Arbeitswelt beziehen, heißt dies im wesentlichen: Mit zunehmender Rationalisierung und Spezialisierung im Arbeitsbereich wächst die Notwendigkeit, im Lebensbereich zu entwickeln

- Ausgleichsfelder
- und Bereiche komplexer Eigentätigkeit.

Die Lebensbereiche gewinnen zudem Bedeutung für die Arbeitswelt in folgender Hinsicht:

- Wo sie Eigentätigkeit zulassen, können Arbeiter die Herstellung komplexer Produkte trainieren, vor allem die experimentelle Phantasie, die für jede Entwicklung nötig ist.

Und: denken wir an die Kinder und Alten, die nicht im Arbeitsprozeß stehen. Auch sie benötigen konkrete Tätigkeitsfelder.

Die These lautet: Stadtgestaltung muß von den alltäglichen Bedürfnissen der Menschen ausgehen, d.h. von der Frage nach den selbstverständlichen Gebrauchswerten ihrer Umwelt.

In einer Brecht-Notiz aus seinem Arbeitsjournal heißt es: Sozialismus ist vor allem entfaltete Produktivität – auf *allen* Gebieten des menschlichen Lebens.

ZUR SOZIALEN SPEZIFIK DES RAUMES

Viele Architektur-Theoretiker des 20. Jahrhunderts haben den Raum als abstrakt-geometrischen Raum verstanden. Die Gründe können an dieser Stelle nicht erörtert werden.

Die meisten von ihnen stellten einige Funktionen fest, die sich in diesem Raum abspielen: z.B. Arbeiten, Wohnen, Verkehr. Sie übersahen jedoch, daß sie damit ihrer Theorie des Raumes einen fundamentalen Widerspruch zufügten: indem sie eine bestimmte Spezifik von Bereichen des Raumes feststellten, hätten sie nun eigentlich anerkennen müssen, daß der Raum niemals abstrakt sein kann.

Aber die Faszination der Theorie des abstrakt-geometrischen Raumes verstellte ihnen den Blick dafür, die notwendige Konsequenz zu ziehen: nämlich weiterzuforschen und dann zu sehen, daß der Raum keineswegs nur mit wenigen Funktionen grob differenziert ist (z.B. Arbeiten, Wohnen, Verkehr), sondern in außerordentlich vielfältiger Weise.

Umfangreiche sozialwissenschaftliche Forschungen in Wohnbereichen, vor allem in Arbeitersiedlungen des Ruhrgebietes, in den Niederlanden und in Italien, führen uns zur Feststellung:

- Es gibt keinen abstrakt-geometrischen Raum.
- Jeder Bereich des Raumes ist *sozial besetzt*, d.h. er wird von den jeweiligen unterschiedlichen Benutzern *unterschiedlich bewertet und behandelt.*
- Jeder Bereich des Raumes hat also seine *soziale Spezifik.*
- Die Vorstellung, daß der Raum abstrakt-geometrisch sei, ist eine Fiktion, d.h. eine reine Konstruktion unseres Gehirns.
- Sie verkürzt den Tatbestand Raum auf nahezu den Nullpunkt seiner Substanz.

Über die Leere des Raumes täuschen hinweg:

- die Faszination der Einfachheit, die in der Reduktion steckte,
- die Faszination der scheinbaren Verfügbarkeit, die nur im Kopf stattfindet, aber nicht in der Wirklichkeit.
- Hinzu kam die Faszination der Mühelosigkeit, mit der man mit diesem Nichts umgehen konnte. Psychologisch gesehen steckte darin die Bequemlichkeit, mit der man sich dem näheren und arbeitsintensiven Umgang mit der Wirklichkeit entziehen konnte.
- Die Fiktion wurde weiterhin verhüllt durch eine nicht durchschaute oder naive Magie, die seit Jahrhunderten in die Geometrie hineininterpretiert wurde[1].
- Man zelebrierte sie häufig rauschartig wie eine neue Religion.

1) Zur kritischen Analyse der Geometrie in der Architektur siehe: Siegfried Kracauer, Ginster. (Suhrkamp) Frankfurt 1963 (zuerst: anonym 1928; Architekten-Roman).

GLIEDERUNG DER RÄUME

Unter dem Gesichtspunkt einer *sozialwissenschaftlich untersuchbaren räumlichen Spezifik* schlagen wir folgende Gliederung der Räume vor:

- **0.** Der *private Bereich* ist die Wohnung. Sie wird im folgenden nicht näher erörtert.
- **1.** Der *Vermittlungsbereich* ist die Hausfassade. Sie vermittelt zwischen dem Innenraum und dem Außenraum – in jeweils unterschiedlicher Weise.
- **2.** Das *halböffentliche Umfeld* ist die Zone zwischen der Fassade und der Straße: z.B. der Vorgarten.
- **3.** Die Straße ist das *nachbarschaftliche Umfeld.* Die Straße, in der man wohnt, ist der Bereich, der konkret erfahrbar ist.
  - Man kann sie meist rasch bis zum Ende abgehen.
  - Man kann abends „noch schnell ein paar Schritte vors Haus tun".
  - Man kann sie überblicken.
  - Man kennt oft viele Menschen, die dort wohnen.
- **4.** Der *Häuserblock* oder eine kleine *Siedlung* haben in der Regel zwischen 500 und 1.000 Einwohner. Man kann nicht alle von ihnen kennen, aber etliche. Innerhalb dieser Größen-

ordnung gelingt es — unter bestimmten Voraussetzungen — vielfältige Beziehungen aufzubauen.

- 5. Das *Stadtquartier* ist meist ein alter Ortsteil. Er hat eine gewachsene historische Struktur. Der *Stadtteil* war oft eine kleine Stadt, die eingemeindet wurde. Nach 50 Jahren hat sie immer noch ihre eigene Geschichte und ihr Eigenleben.
  Eine Umfrage der Stadt Duisburg ergab vor einigen Jahren, daß die Leute nicht in Duisburg leben wollten, sondern in Meiderich, Neumühl, Hamborn, Marxloh. Sie fühlten sich also als Stadtteilbewohner; sie identifizierten sich nicht mit dem Zentrum, sondern mit ihrem Stadtbereich.

Wir bestimmen als *Wohn-Umfeld* die Bereiche 2 bis 6. Sie sind Gegenstand unserer Überlegungen zur Verbesserung des Wohnumfeldes unter sozialen Zielen.

INNERES UND ÄUSSERES

Das Prinzip der Hauswand bedeutet: sie teilt den Lebensraum

- in einen wettersicheren Innenraum
- und in einen Außenraum.

Beide haben ihre spezifischen Charaktere.

- Der Innenraum ist ein Bereich, in dem die Bewohner weitgehende Eigenverfügung haben.
- Sie können sich dort unbeobachtet fühlen, d.h. sie haben keine offene soziale Kontrolle von außen.
  Soziale Außenkontrolle läuft hier lediglich über die Verinnerlichung (Internalisierung), aber nicht über einen direkten Anspruch.
- Dies schafft ihnen eine gewisse psychische Entlastung.
- Und dadurch ein gewisses Maß an Sicherheit.
- Im Außenraum sieht die Situation der Bewohner anders aus. Hier stehen sie unter dem Einfluß sozialer Ansprüche. Sie setzen ihr Verhalten in Beziehung zu den Erwartungen ihrer Mitmenschen.
- Für die Wechselbeziehungen haben sich Regelungen herausgebildet, die ihnen eine gewisse Verhaltenssicherheit geben.
- Diese Stabilität stellt die Bewohner einerseits unter Ansprüche, gibt ihnen aber andererseits auch Sicherheiten. Wenn sie sich entsprechend verhalten, „ecken sie nicht an"; dann laufen ihre Beziehungen „reibungslos".
- Und sie können in diesem Fall auch damit rechnen, daß die Mitmenschen sie „auffangen", wenn es Schwierigkeiten gibt bzw. mit ihnen vieles austauschen, was der einzelne nicht hat oder was ihm zusätzlich in irgendeiner Hinsicht nutzt.

PROLETARISCHE UND BÜRGERLICHE ÖFFENTLICHKEIT

Zwischen diesen beiden Möglichkeiten des Inneren und Äußeren entwickelt sich — wie zwischen Polen — das menschliche Leben.

Aber: es entwickelt sich keineswegs überall in der gleichen Weise.

Sehen wir hier von den Unterschieden im Innenraum ab, dann können wir für die Unterschiede im Außenraum ein grobes Raster angeben, das Oskar Negt und Alexander Kluge als „proletarische Öffentlichkeit" und „bürgerliche Öffentlichkeit" bezeichnen.[1]

Bei Negt/Kluge erscheint das Raster ziemlich abstrakt. Wir finden es in den Verhältnissen im Wohnbereich konkretisiert.

In der proletarischen Öffentlichkeit spielen die sozialen Beziehungen eine große und lebenswichtige Rolle — und zwar nicht nur als Auffangnetz der Armut, sondern vor allem zur positiven Entwicklung der eigenen Lebensmöglichkeiten durch, in und für die Gemeinschaft.

Dies hat substantiell (auch wenn es sich nicht in der Sprache gängiger Theorie artikuliert) einen Anspruch, der weit über den direkt erfahrbaren Bereich der eigenen Wohnumwelt hinausgeht: die erfahrene soziale Gleichheit (und damit Herrschaftsfreiheit) mit ihren positiven Möglichkeiten soll sich zu einer Struktur der gesamten Gesellschaft entwickeln.

Die soziale Lebensform der proletarischen Öffentlichkeit existiert unter den gegenwärtigen Bedingungen nur als Tendenz. Sie ist am besten in Arbeitersiedlungen des Ruhrgebietes sowie in mediterranen und niederländischen Volksvierteln realisiert.

Es gibt Zwischenformen unterschiedlicher Art.

Uns interessiert hier der Außenraum, der das wichtigste Kontaktfeld im Wohnbereich ist. Daneben gibt es weitere Kontaktfelder (z.B. die Fabrik, die Kneipe, Vereine, Schulen).

Die jeweilige Gestalt des Außenraums hat einen erheblichen Einfluß darauf, ob soziale Beziehungen der einzelnen Individuen behindert oder gefördert werden. (Prinzipielles zum Verhältnis von Architektur und Verhalten siehe weiter unten.)

Bevor wir zur detaillierten Untersuchung der architektonischen Fragen übergehen, legen wir unseren Standort, d.h. unser Interesse und seine Perspektive offen.

Wir gehen von der sozialanthropologischen Annahme aus, daß das Individuum als Einzelwesen unvollständig ist und sich erst im sozialen Austausch entwickeln kann.

- Dies ist in bestimmten Bereichen offenkundig: in der Zeugung,
- in der Notwendigkeit dem für sich lebensunfähigen Kind sorgend zu helfen,
- in der Erziehung
- und in der Sexualität.
- Weniger selbstverständlich im Bewußtsein ist die Tatsache, daß das menschliche Leben schon seit historisch sehr langer Zeit auf dem Austausch von Gütern beruht (in jeweils spezifischer Form unter bestimmten Verfügungsverhältnissen.)
- Ein weiterer Schritt: Entwickelte Produktivität beruht weitgehend auf Arbeitsteilung. Ihr Prinzip: jeder Produzent gewinnt durch Spezialisierung die Möglichkeit, sein Teilprodukt bzw. seinen Arbeitsanteil intelligenter zu entwickeln und gründlicher sowie arbeitsenergie- und arbeitszeitsparender zu erarbeiten. Aber: diese Spezialisierung ist nur möglich, wenn auf der anderen Seite die Produktionen einen Zusammenhang erhalten.

Die sogenannte Arbeitsteilung ist also

- nicht nur eine Trennung der einzelnen
- sondern gleichzeitig auch ihre Einbindung in den Gesamtzusammenhang.

Hier treten nun sehr komplizierte Probleme auf. Die industrielle Gesellschaft ist geschüttelt von den daraus entstehenden Konflikten. In der kapitalistischen Gesellschaft und in den „Übergangsgesellschaften" des Ostens werden unterschiedliche, oft aber auch ähnliche Lösungen angeboten, die bislang weder hüben noch drüben ausreichen.

Das Problem beruht in einer Art Schizophrenie: daß Vereinzelung entsteht und gleichzeitig objektive Zusammenhänge vorhanden sind und auch zunehmend ins Bewußtsein treten. In welcher Weise ist dieser Sachverhalt, der in seiner Dialektik sehr kompliziert ist, verarbeitet?

In der proletarischen Öffentlichkeit des Wohnumfeldes wird die Vereinzelung — zumindest für den Bereich des Wohnens (nicht für den Bereich der Arbeit) — tendenziell aufgehoben. Hier wird der Vereinzelung entgegengewirkt — auf vielerlei Weise.

In der bürgerlichen Ideologie und ihrer daraus abgeleiteten Gestaltung wird die Vereinzelung des Individuums aufrechterhalten, ja intensiviert. Hier wird sie geradezu verklärt, d.h. „romantisiert": der Vereinzelung wird nämlich eine lebensfördernde Wirkung zugeschrieben; die Individuen sollen — so heißt es häufig — ungestört leben dürfen, keiner Kontrolle und keinen Anforderungen unterworfen werden, um dadurch sich auf sich selbst besinnen zu können, zu sich selbst zu finden. Seit der Romantik (vgl. z.B. Ludwig Tieck) ist dies eine Leitidee des bürgerlichen Lebens. Nicht der proletarischen Öffentlichkeit ist also der Vorwurf der „Romantik" zu machen, sondern der bürgerlichen Vorstellung vom zurückgezogenen Leben.

Dieser Lebensweise liegt zunächst die Tatsache zugrunde, daß der bürgerliche einzelne in der Konkurrenz seines Arbeitslebens und im Streben nach weiterer Karriere sowie den damit verbundenen Status- und Finanzprivilegien außerordentlich harten psychischen Belastungen ausgesetzt ist. Er steht ständig unter Existenzdruck und er muß sich ständig auf Kosten anderer durchsetzen.

Ein zurückgezogenes Leben, das ihn den Ansprüchen und den Blicken seiner Mitbürger entzieht und ihn der Eigenverfügung in seinem Innenraum (Wohnung ohne Freiraum) bzw. in seinem nach außen abgeschirmten Garten (Gartenhof-Haus u.a.) geborgen erscheinen läßt, ist zunächst eine wichtige Entlastung.

Andererseits belastet ihn nicht nur der existentielle Verdrängungswettbewerb im Arbeitsleben, sondern auch die Tatsache, daß in dieser Lage seine Natur als

Individuum sich nur unvollständig *sozial* entwickeln kann. Die Ehefrau und die Kinder, d.h. die Kleinfamilie, sind wichtig, aber sie reichen nicht aus: sie ersetzen nicht die fehlenden weiterreichenden Beziehungen. Die Folgen sind die bekannten Neurosen.

1) Oskar Negt/Alexander Kluge, Öffentlichkeit und Erfahrung. Zur Organisationsanalyse von bürgerlicher und proletarischer Öffentlichkeit. Frankfurt 1972.

„VERBÜRGERLICHUNG" ODER „VERPROLETARISIERUNG"?

Die Verbürgerlichung von Angehörigen sogenannter Unterschichten ist oft erörtert worden. Sie besteht u.a. in der Übernahme von Leitbildern des bürgerlichen Lebens, als dessen Kennzeichen wir die Isolierung feststellten. Damit hängt auch das Statusdenken der bürgerlichen Kultur zusammen; denn die Status-Darstellung zielt im wesentlichen darauf ab, sich innerhalb einer vorhandenen oder auch nur illusionierten Konkurrenz über andere zu setzen und sich dadurch von ihnen zu isolieren.[1]

In diesem Zusammenhang können wir nicht näher auf die Verbürgerlichung eingehen. Uns interessiert hier viel stärker, ob auch der umgekehrte Vorgang stattfindet bzw. sinnvoll ist.

Wir stellen zunächst fest, daß zwischen den Angehörigen der Arbeiterschaft und den Mittelschichten kein fundamentaler Interessengegensatz mehr besteht. Beide sind lohnabhängig, allerdings in unterschiedlicher Weise. Die Differenzierung geschieht durch die „nach oben" ansteigende Privilegierung durch Einkommen, Status, Verfügungsrechte, Konsumtionsfähigkeit u.a. Diese Privilegien sind häufig eine Gegenleistung dafür, daß die Privilegierten Herrschaftsansprüche von oben nach unten durchzusetzen helfen. Dies beginnt bereits beim Vorarbeiter und Meister oder funktional sogar oft bereits beim Arbeiter selbst (ganz offenkundig z.B. beim Pförtner oder Hausmeister). Die Funktion kann sich verinnerlichen und führt dann zur bewußtseinsmäßigen Identifikation mit der Herrschaft und damit zur Verbürgerlichung. Die Verinnerlichung ist kein notwendiger Vorgang. Die meisten Arbeiter können sehr wohl zwischen ihrem persönlichen Interesse sowie dem Interesse ihrer Schicht und der Funktion unterscheiden, die sie im herrschaftsbestimmten Arbeitsprozeß ausführen müssen.

Nun besitzen die Privilegierten einerseits reale Vorteile (z.B. mehr Geld und Einfluß, was sie in Konsumtionsfähigkeit umsetzen können), andererseits führen diese Privilegien — wenn sie im Kontext bürgerlicher Lebensweise verwandet werden — zu Defiziten: zur Isolierung, d.h. zum Verzicht auf die Entwicklung der eigenen sozialen Natur.

Nun gibt es Mittelschichten-Angehörige, die diesen Vorgang durchschauen. Viele wenden sich einem anderen Leitbild zu: der proletarischen Öffentlichkeit. Sie entscheiden sich zur Verproletarisierung.

Wir haben nun die These, daß die „proletarische Öffentlichkeit" mit ihren konkreten architektonischen Ausprägungen nicht nur den Arbeitern hilft, ihre soziale Natur des Menschen im Wohnbereich zu entwickeln, sondern auch für die Mittelschichten eine gewisse Therapie der Neurosen bedeutet, die aus ihrer Neurotisierung durch Vereinzelung entstehen.

Diese Therapie ist kompliziert. Sie fordert weitreichendere Veränderungen heraus.

Wie kann die Ursache der Neurose, die in dem für die Mittelschichten stärkeren Verdrängungswettbewerb im Arbeitsbereich liegt, aufgehoben oder zumindestens abgeschwächt werden? — so lautet die erste und wichtigste Frage.

Andererseits will es uns als kurzschlüssig erscheinen, lediglich vom Arbeitsbereich aus linear in den Wohnungsbereich hinein Schlüsse zu ziehen. Wir meinen, daß hier durchaus Wechselbeziehungen diffiziler Art vorliegen können (nicht müssen).

Daraus folgt: Der Wohnbereich kann teilweise die Entwicklung des Individuums im Sinne seiner sozialen Ergänzung lebenswichtig fördern.

Zweitens: diese Erfahrungen können dazu führen, daß unter dem Einfluß intensiver sozialer Erfahrungen der Anspruch weitergehender gestellt wird — mit vielerlei gesellschaftlichen Auswirkungen.

Wir werden im folgenden die proletarische Öffentlichkeit als **soziale Öffentlichkeit** und die bürgerliche Öffentlichkeit als **reduzierte Öffentlichkeit** bezeichnen.

1) Nach H.J. Gans streben Mittelschichten danach, sich durch den individuellen Ausdruck ihres Hauses voneinander zu unterscheiden, ihrem (unterschiedlichen) sozialen Status Ausdruck zu geben.

LEBENSFORMEN UND ARCHITEKTUR

Zur Planung gehört die Kenntnis von
1) Rahmenbedingungen
2) Lebensformen (Verhalten)
3) und ihren konkreten physischen Details (Architektur; konkrete Räume und Objekte).

Alle drei Bereiche stehen in engem Zusammenhang.

- Aus den Rahmenbedingungen leiten sich in wichtigen Bereichen (nicht ausschließlich!) die Lebensformen (Verhalten) ab,
- aus den Lebensformen die konkrete Architektur.
- Oder: eine nicht nach den Lebensformen, sondern nach dem Interesse der Kapitalverwertung verfügte konkrete Architektur hat auswirkungen auf die Lebensformen der Menschen, die in ihr leben müssen.
- Es gibt also auch Wechselwirkungen.
- Sie können so weit gehen, daß sich unter Umständen aus der Architektur Rückwirkungen auf das Verhalten bis hin in die Beeinflussung der Rahmenbedingungen ergeben.

Wir können dies hier nicht im einzelnen erörtern.

Der Planer hat die Aufgabe, für bestimmte Lebensformen geeignete Räume und Requisiten zu entwerfen, d.h. *konkrete Details* mit bestimmten Materialien, Techniken, Größen usw.

Wir stellen nun einen Katalog von Elementen vor[1], der ihm nützlich sein kann, wenn er für eine soziale Öffentlichkeit Entwürfe liefern will.

1) Die Elemente decken sich teilweise mit den in ARCH+ 42/1978, S. 31/43 vorgestellten Architekturelementen. Wiederholungen sind in diesem Fall nicht zu vermeiden, müssen aber aus Gründen der Systematisierung in Kauf genommen werden.

EIGENSTÄNDIGKEIT DES ELEMENTES UND PRÄGUNG DURCH DEN ZUSAMMENHANG

Der Begriff Element stammt aus der griechischen Naturphilosophie. Historisch läßt sich verfolgen, daß die Anzahl der angenommenen Elemente immer größer wird.

Im Gegensatz zur antiken Naturphilosophie arbeiten die modernen Naturwissenschaften mit exakt definierbaren und nachweisbaren Grundstoffen, die sich dadurch bestimmen, daß sie chemisch nicht weiter zerlegbar sind. In einer Vielzahl von Kombinationen bilden sie das, was unsere materielle Umwelt ausmacht.

Wenn wir in der Architektur von Elementen sprechen, so übernehmen wir aus den Naturwissenschaften deren Baustoffcharakter. Architekturelemente sind Grundbestandteile, d.h. Bauteile, die zunächst eine *gewisse Eigenständigkeit* besitzen, dann jedoch eine neue Dimension ihrer Wirksamkeit aus dem *Zusammenhang*, d.h. aus der Kombination mit anderen Elementen beziehen.

Erste Ebene: Jedes Element hat zunächst bestimmte *charakteristische Eigenschaften*. So ist z.B. eine Bank definiert als Sitzfläche, die man zu mehreren benutzen kann.

Zweite Ebene: Als Bank „neben der Haustür" wird diese von mehreren benutzbare Sitzfläche in einen neuen „öffentlichen" *Zusammenhang* gebracht.

Durch die *Standortwahl* werden spezifische Werte aktualisiert:

- die Hauswand im Rücken bietet Schutz und damit Möglichkeiten zum angstfreien Kommunizieren.
- Durch ihren Platz „neben der Haustür" wird die Bank zu einem potentiellen Treffpunkt für vorbeigehende Nachbarn, eine Einladung zum Stehenbleiben, Sich-Hinsetzen und zum Gespräch.

In diesem neuen „öffentlichen" Zusammenhang wird der latent vorhandene Charakter des Architekturelementes sowohl variiert als auch potenziert.

Die „öffentliche" Dimension ist nur eine *potentielle*. Mittelschichtangehörige werden sich weniger selbstverständlich eine Bank aneignen, die im öffentlichen oder halböffentlichen Raum steht, als Angehörige der sogenannten Unterschicht. Sie werden auch weit weniger selbstverständlich eine Bank im eigenen Wohnbereich so aufstellen, daß sie für andere mitbenutzbar ist. Denn sie haben in der Regel ein größeres Interesse an individuellen als an sozialen Lebensqualitäten.

Ob latent vorhandene soziale Dimen-

sionen von Architekturelementen *aktualisiert* werden, ist also im wesentlichen eine Frage von

- *Benutzerinteressen*
- und *Benutzungszusammenhängen.*

Das heißt: das Element ist *vom Kontext abhängig.*

„Die Umwelt kann nicht erlebt werden, wenn sie nur durch Abbilder und Zeichen vor-gestellt wird – wenn die Organe nicht mitneugierig, mitaufsässig, mitschöpferisch werden. Vollklimatisierte, voll und gleichmäßig ausgeleuchtete, farblich vereinheitlichte totale Innenräume ohne jegliches „Draußen", total fertig, total mobil (wo sich nichts einzunisten wagt) oder total verordnete (wo man nichts zu verändern wagt), gerade Gänge und glatte Fußböden – das alles eliminiert den besten Bundesgenossen des Lernens: die Sinne, den physischen Organismus, den kunstvollen Erfinder und Speicher von Erfahrung" (Hartmut von Hentig, Erfahrung; Bauwelt 2/1973).

VERWENDUNGSFÄHIGKEIT DER ELEMENTE

Jürgen Wolf hat in seiner Untersuchung im vorliegenden Heft festgestellt: Die gängigen Wohnumfeld-Verbesserungen haben zu einer Aufwertung des Bereiches geführt; dies zog eine Veränderung der Marktsituation der Wohnungen nach sich – steigende Miete oder Kaufpreis also; Resultat: die Einkommensschwächeren hatten Schwierigkeiten zu konkurrieren und wurden zum Teil herausgedrängt.

Wolf zieht daraus die sozialpolitische Konsequenz: erst wenn die Verfügungsrechte der Bewohner abgesichert sind, hat eine Wohnumfeld-Verbesserung Sinn. Erst unter diesen Umständen wirkt sie sich als soziale Verbesserung für die Bewohner aus.

Wir stellen uns an dieser Stelle selbst die harte Frage: Warum interessiert uns angesichts dieser Bedingungen die Wohnumfeld-Verbesserung? Müßte es nicht genügen, die gängige Praxis zu kritisieren – etwa wie der Bundesminister für Städtebau und Wohnungswesen und etablierte Experten sie handhaben möchten? [1]

Ist es unter den bestehenden Umständen nicht nur inopportun, sondern auch fahrlässig, über eine *soziale* Wohnumfeldverbesserung nachzudenken?

Wozu eine Alternative, wenn die Gefahr des Mißbrauchs durch Einpassung in Rahmenbedingungen besteht, die keine sozialen sind?

Dennoch haben wir einige Gründe zum Nachdenken und auch zur Veröffentlichung sowie zur Einleitung der Diskussion und praktischer Tätigkeit.

- Zwar lassen sich eine Anzahl der Elemente auch in anderen sozial reduzierten Zusammenhängen verwenden, aber niemand sollte so naiv sein, den etablierten Experten nicht zuzutrauen, daß sie darauf nicht auch selber kommen.
- Wir leben in der Arbeitersiedlung Eisenheim, in der die Verfügungsrechte der Bewohner durch eine starke Arbeiterinitiative gesichert sind und praktizieren seit einiger Zeit, in vieler Hinsicht bereits seit sehr langer Zeit, die Wohnumfeld-Verbesserung.
- Wir sind sicher, daß es ähnliche Bereiche auch anderswo gibt. Die Arbeiter und anderen Bewohner haben ein Recht darauf, ihre Lebensverhältnisse schrittweise zu verbessern.
- Wir können ihnen möglicherweise mit einigen Vorschlägen hilfreich sein. Es ist unsere Pflicht, sie zu beraten – denn ihre Arbeit ermöglicht es uns, für diese Tätigkeit freigestellt zu sein.
- Und schließlich halten wir es für außerordentlich wichtig, ein *vorwegnehmendes (antizipierendes) Bewußtsein* zu entwickeln.[2] Aus ihm beziehen wir die Kraft zur sozialen Bewegung, zur sozialen Offensive gegen kümmerliche Verhältnisse und gegen die Kräfte, die ein Interesse an der Kümmerlichkeit der Verhältnisse haben.
- Sachlich läßt sich feststellen: weite Bereiche des Elementenkataloges haben so ausgesprochen *soziale* Auswirkungen, daß sie nur im Kontext sozialer Öffentlichkeit verwendbar sind. Dies ist die wirkungsvollste Sicherung gegen Mißbrauch.

„Wenn der Mensch die Kraft zum guten Träumen eingebüßt hätte, wenn er nicht immer wieder vorauseilen und mit seiner Einbildungskraft das Ganze seines Tuns überschauen würde, das sich mühselig unter seinen Händen herauszubilden beginnt – wie könnte er überhaupt das Umfassende seiner Anstrengungen durchhalten? Träumen wir also.

Aber unter der Bedingung, ernsthaft an unseren Traum zu glauben, das wirkliche Leben auf das genaueste zu beobachten, unsere Beobachtungen mit unserem Traum zu verbinden, unsere Phantasie gewissenhaft zu verwirklichen! Träumen ist notwendig ..." (Lenin)[3].

1) Eine Planergruppe um Gerhart Laage legte vor kurzem einen umfangreichen Katalog zur „Wohnwertverbesserung durch Maßnahmen im Wohnungsumfeld" vor. Diese Arbeit ist wichtig und hilfreich, übersichtlich, gut verständlich sowie mit Entwurfshilfen ausgestattet. Ihr Wert wird nicht geschmälert, wenn man ihre Begrenzung deutlich macht: Die Vorschläge zielen weithin nur auf die Erweiterung der individuellen Lebensqualitäten ab. Wo soziale Lebensqualitäten angedeutet werden, erscheinen sie sehr allgemein – etwa als Beitrag zur Aufhebung der Langeweile einer Straße, was wiederum individualpsychologisch wahrgenommen wird.
Ein Nutzen der Arbeit sollte nicht übersehen werden: die Vorschläge beziehen sich im wesentlichen auf drei- bis viergeschossige Mietshäuser (also nicht auf freistehende Einfamilienhäuser in privilegierten Wohnbereichen). Man geht wohl nicht fehl in der Annahme, daß sie für die Bevölkerung der unteren Mittelschicht gemacht wurden. Leider problematisiert die Gruppe um Laage diesen Bautyp nicht. (Gerhart Laage u.a., Wohnen beginnt auf der Straße. Wohnwertverbesserung durch Maßnahmen im Wohnungsumfeld. (dva) Stuttgart 1977).

2) Siehe dazu auch: Ernst Bloch, Das antizipierende Bewußtsein, (Suhrkamp) Frankfurt 1972.

3) Auch in einer Zeit verfassungswidriger Berufsverbotsdrohung und -praxis erfordert Wissenschaftlichkeit tabufreies Denken, d.h. die Möglichkeit und den Mut, auch Lenin zu zitieren, wenn es dafür Gründe gibt. Der einzige Grund für das Zitat: es ist die knappste und treffende Analyse des Zusammenhangs zwischen sozialer Realität, Engagement, Komplexität und Phantasie als vorauseilender Tätigkeit.

Übersicht

0 Privater Bereich (Wohnung)

1 Vermittlungsbereich (Hausfassade)

2 Halböffentliches Umfeld (Zone zwischen Fassade und Straße)

3 Nachbarschaftliches Umfeld (Straße)

4 Häuserblock/Siedlung

5 Stadtquartier/Stadtteil

II. WOHNUMFELD-KATALOG

1. Vermittlungsbereich (Fassade)

EINLEITUNG

Die wichtigsten Verbindungen zwischen Innen- und Außenraum sind

- die Tür, die den Wechsel von innen nach außen und umgekehrt ermöglicht
- und das Fenster, das vom Außenraum Licht in den Innenraum einfallen läßt.

Die Wand kann eine absolute Grenze zwischen dem Außenraum und dem Innenraum sein, wenn zwischen beiden nur minimale Beziehungen hergestellt werden: durch ein kleines, lediglich lichtgebendes Fenster und eine Tür. Letztere wird zum Beispiel im Gefängnis und im Hochhaus im wörtlichen Sinne „verlängert" durch lange, komplizierte, mit vielen psychologischen und faktischen Schwellen angefüllte Zwischenbereiche.

Die spezifische Gestaltung der Wand kann jedoch auch zwischen Innenraum und Außenraum vermitteln.

Ob die Wand trennt oder ob sie Verbindungen schafft, ist eine Frage der sozialen Absichten, die an die Gestaltung gestellt werden. Die jeweilige Gestaltung ist daher stets eine Sozialform bzw. Unsozialform – in Absicht und Wirkungen.

Es gibt mehrere Möglichkeiten, den Grenzbereich zwischen innen und außen auszuweiten:

- mit einem breiten Vordach,
- mit einer Bank vor der Tür,
- mit Treppenstufen.

Vorteile:

- Die Grenze wird unfest, sie wird im wahrsten Sinne des Wortes verräumlicht: sie wird zum Raum.
- Man kann in ihm leben
- und ist dann gleichzeitig nach innen und nach außen gewandt;
- eine solche Verhaltensweise hat eine große Komplexität.
- Der Raum ist eine Art Vermittlungszone zwischen dem sicheren Innenraum der Wohnung und dem weitaus weniger sicheren, komplexeren öffentlichen Raum. Auf dem Weg von innen nach außen kann sich der Bewohner oder Besucher langsam umstellen. Das verstärkt (individualpsychologisch) seine Sicherheit und verbessert (sozialpsychologisch) seine Kontaktfähigkeit.

DIE BAUTYPEN (1.1)

In welcher spezifischen Weise zwischen innen und außen Verbindungen entstehen, wird vor allem durch die Wahl des Bautyps bestimmt.

Bauernhaus und historisches Stadthaus: Über Jahrtausende hinweg galt es als selbstverständlich, daß die Bewohner unmittelbar vor ihrer Wohnung zu ebener Erde den Freiraum hatten. Sie öffneten die Tür und waren auf der Straße bzw. im Hof oder im Garten.

Das Gefängnis: Wo Menschen mit schwerer Strafe belegt wurden, entzog man ihnen die Selbstverständlichkeit des unmittelbaren Zugriffs auf den Freiraum: man sperrte sie in ein Gebäude, in dem sie durch die Anlage der Fenster daran gehindert wurden, das Straßenleben beobachten zu können; die Verbindung zwischen ihrer Zelle und dem Außenraum erfolgte über Korridore, Treppen und Flure. Der Ausgang zum Freien wurde auf eine sehr kurze Zeit des Tages beschränkt. Man nannte diese Form des Entzugs von Lebensqualität bzw. Wohnwerten „Gefängnis".

Das Hochhaus: Viele Menschen bezeichnen auch das Hochhaus als „Gefängnis".

- Vom Fenster aus kann man die Leute auf der Erde nur sehr eingeschränkt wahrnehmen: sie sind klein, man sieht kaum Details, man kann sie durch Zuruf nicht erreichen.
- Die Tür des Hauses ist nur über Flure, Treppen oder einen Fahrstuhl erreichbar – also nach einem langen Weg. Spontanes Wechseln zwischen Innenraum und Außenraum ist nicht mehr möglich – es sei denn in der Kümmerform des Balkons.
  Dadurch sinkt die Häufigkeit der Freiraum-Benutzung tendenziell in ähnlicher Weise wie beim Gefängnis.

Einfamilien-Reihenhaus: Kein finanziell gutgestellter Mittelschichten-Angehöriger, der sich ein Einfamilienhaus baut, würde auf die direkte Verbindung von Innenraum und Außenraum verzichten.

Dieselben Privilegierten bestimmen jedoch – als Bauherren, Planer, Journalisten –, daß für die Arbeiterbevölkerung nicht genügend Land vorhanden sei, um für sie ebenerdige Wohnungen zu bauen.

Ihre Tricks:

- Sie verschweigen ihr eigenes Privileg.
- Sie übersehen – unabsichtlich oder absichtlich – die vorhandenen Alternativen, die eine dichte Bebauung mit zweigeschossigen Reihenhäusern für jeweils eine Familie erlauben (vgl. Niederlande).
- Mächtige Bauträger sprachen sich ab, keine Alternativen zu produzieren. Dadurch erscheint das Reihenhaus finanziell teurer, ist es aber in Wirklichkeit nicht.
- Sie beeinflußten auch die Wohnungsbauförderung des Staates in ihrem Sinne, so daß es praktisch bislang kaum Förderung für Alternativen gab.

Der fortschrittlichste Wohnungsbau für Arbeiter findet seit dem Ersten Weltkrieg in den Niederlanden statt: in Form von Arbeitersiedlungen mit Einfamilien-Reihenhäusern.

- Die Wohnungen dieses Bautyps haben alle Vorteile des Wohnens zu ebener Erde, d.h. der unmittelbaren Beziehung zwischen Innenraum und Außenraum.
- Gleichzeitig benötigen sie nur ein Minimum an Bodenfläche.
- Beim Reihenhaus liegen die Räume, die wenig bzw. nur nachts benutzt werden (Schlafräume) im Obergeschoß und wirken psychologisch als Rückzugsräume.
- Die Räume, die den unmittelbaren Zugang zur Straße benötigen, die Küche und der Wohnraum, liegen im Erdgeschoß.

Ungelöstes Problem: Die Lage der Kinderzimmer.

Problemlösungsalternativen:

- Der Wohnraum wird von der gesamten Familie gleichrangig und gleichmäßig benutzt, d.h. auch von den Kindern.
- Die Kinderzimmer werden ins Erdgeschoß gelegt – neben die große Wohnküche. Das Wohnzimmer liegt oben.
- Von den Kinderzimmern im Obergeschoß führt eine Holz- oder Eisentreppe nach unten.

Literatur zum verdichteten Flachbau:

- J. GOEDERITZ, R. RAINER, H. HOFFMANN, Die gegliederte und aufgelockerte Stadt. Tübingen 1957.
- D.M. FANNING, Families in Flats: Brit. med. Journal 4/1967. (Plädoyer für verdichteten Flachbau aus medizinischen Gründen.)
- H. POTYKA, Verdichteter Flachbau. (Krämer) Stuttgart 1970.
- D. OLTER , Wird die Sozialmedizin den Städtebau revolutionieren? : Städtehygiene 22, 1971. (Plädoyer für verdichteten Flachbau aus medizinischen Gründen.)

MATERIALIEN (1.2)

Das erste, was ein neugeborenes Kind berührt, ist die Haut der Mutter. Unser Urteil über jegliches Material, das wir berühren oder sehen, bezieht sich in der Regel auf unsere Erfahrung der Haut. „Hautnäher" als Papier ist Wolle – daher bevorzugen wir sie u.a. als Stoff unserer Kleidung. Holz ist „hautnäher" als Backstein, Putz „hautnäher" als Beton. Holz wirkt – auch wenn wir es nicht anfassen, sondern lediglich sehen – wärmer als Beton.

Dies ist auch die Erklärung dafür, daß die meisten Menschen dann, wenn sie es „gemütlich" haben wollen, „hautnähere" Materialien verwenden oder wünschen.

Ausnahme: In warmen Ländern kann ein kaltes Material wohltuend sein. Oder: wenn es um Statusdarstellung geht, wird oft kein „hautnahes" Material verwandt – meist mit der Absicht, Distanz zu schaffen („kalte Pracht").

KLEINMASSSTÄBLICHKEIT (1.3)

- Mit Dingen, Architekturteilen, Wänden und Räumen, deren Größe einigermaßen auf die Größe der eigenen Person bezogen werden kann, können wir uns identifizieren; dies ist ein unterbewußter Vorgang. Wo dies nicht geschieht, fühlen wir etwas Fremdes uns gegenüber oder etwas Gewaltiges über uns; wir fühlen uns – unterbewußt – von einem „Über-Ich" beherrscht.
- Straßen- und Platzräume können oft auch nachträglich unterteilt und dadurch kleinmaßstäblich gemacht werden (Pflasterung, Holzwände, Mauern, Bepflanzung, Bäume, Pergolen u.a.).
- Hauswände kann man durch Bemalung „zerlegen". Oder durch angehängte Vordächer unterteilen.

TÜR ZU EBENER ERDE (1.4)

Liegt die Wohnungstür zu ebener Erde, dann können die Bewohner rasch zwischen dem Innen- und dem Außenraum wechseln. Folge: Der Außenraum wird häufiger benutzt.

Er wird nicht nur in bestimmter Absicht betreten, sondern oft auch „spontan", um rasch „Luft zu schnappen" oder um „mal zu gucken, was draußen los ist".

Das bedeutet: Der Freiraum wird ohne persönliche Vorbereitungen betreten: ohne Umziehen – oft in Schürze und Hausschuhen. Ebenso: Der Freiraum erfordert keine Verhaltensänderung, d.h.

kein förmliches Verhalten. Denn: das Draußen wird nicht als etwas Gegensätzliches empfunden, sondern als Verlängerung des Innenraumes.

TREPPE (1.5)

Treppen vermitteln vom Innenraum zum Außenraum; und umgekehrt. Die Benutzbarkeit der Treppenstufen ist von der Verfügbarkeit über den Eingang abhängig.

- Wo ständig viele Leute durchlaufen (z.B. in mehrgeschossigen Häusern), wird es zur Belästigung für alle, wenn sich z.B. Kinder auf die Stufen setzen.
- Gehören die Stufen zu einer einzigen Wohnung, kann man beobachten, daß Kinder hier häufig und intensiv spielen. Aus diesem Grunde sind Mehrfamilienhäuser, z.B. im Kreuzgrundriß, mit vier Eingängen zu ebener Erde und Maisonnette-Wohnungen (in zwei Etagen) dem Mehrgeschoßbau vorzuziehen.
- Der Gebrauchswert der Treppe hängt nicht von der Aufwendigkeit der Gestaltung ab. Im Gegenteil. Oft reizen selbstangelegte Treppen am ehesten zur Benutzung.
- Früher hatten die meisten Häuser Treppen — meist mit einem Podest und Sitzmöglichkeiten kombiniert (Beischlag).

Die Stufen einer Treppe bieten Anreiz für verschiedene Bewegungsmöglichkeiten: Steigen, Hüpfen, Springen, Stehen, Sitzen, Liegen. Sie haben also viele Funktionen (Multifunktionalität). Kinder benutzen sie häufig als Bank oder als Tisch.

Das Stehen auf einer Stufe erhöht — unterbewußt — auch das Selbstbewußtsein. Dies kann lustvoll genossen werden.

Beispiele: Historische Altstädte, mittelmeerische Orte, Arbeitersiedlungen.

AUSSENTREPPE ZUM FREIRAUM (1.6)

Es ist kaum faßbar, daß bislang nahezu alle Wohnungsgesellschaften in ihren Geschoßbauten auch die Erdgeschosse mit Balkonen ausstatteten, statt sie direkt an den Freiraum anzuschließen: mit einer kleinen Treppe. Diese Maßnahme läßt sich jedoch sehr einfach und billig nachholen.

Wo die Wohnungseigentümer es nicht selbst tun und auf Aufforderung nicht reagieren, sollten die Mieter sich diese Treppe selbst anlegen, d.h. sich den Freiraum aneignen und den Bereich davor nach eigenen Bedürfnissen gestalten.

Auch die Wohnungen im ersten Obergeschoß von Miethäusern kann man über eine Treppe an den Freiraum anbinden. Damit gewinnen sie näherungsweise die Qualität von Einfamilien-Reihenhäusern.

Diese günstig zum Freiraum liegenden Wohnungen dürfen nur an Familien mit Kindern gegeben werden — d.h. die Wohnungsbelegung muß gesteuert werden.

Beispiele: Gründerzeit-Häuser, Bonn, Diagoon-Häuser Delft.

VORDACH (1.7)

Das Vordach erweitert die Benutzungsmöglichkeiten der Eingangssituation.

- Es bietet Schutz vor Wind und Regen.
- Im Sommer ist es ein wirksamer Schattenspender.
- Wegen der Wettersicherheit wächst die Neigung, unter ihm Gegenstände abzustellen. Dementsprechend ist die „Möblierung" umfangreicher als üblich.
- Wenn neben Sitzmöglichkeiten auch Tische aufgestellt werden, kann man diesen überdeckten Raum bei guter Witterung auch für Tätigkeiten benutzen, die sonst nur im Innenbereich der Wohnung erledigt werden (z.B. für Reparaturen, bestimmte Hausarbeiten, Gespräche).
- Diese Tätigkeiten werden für andere Leute einsehbar und bieten Anknüpfungspunkte für Kontaktaufnahme zu den vorbeikommenden Nachbarn.

Im Gegensatz zur Terrasse hinter dem Haus wird der Wohnraum in Richtung Öffentlichkeit erweitert.

Vordächer reizen auch zum Aufenthalt, wenn sie vor Anschlagtafeln, vor kleinen Läden, vor Gebäuden mit gemeinsamen Nutzungen (z.B. Volks- und Kinderhäusern) angebracht sind.

Beispiele: Krupp-Siedlungs-Planungen in Essen, Bochum, Duisburg-Rheinhausen (nach englischen Vorbildern). Schwedische Bauernhäuser. Überdachte Loggien.

BLUMEN (1.8)

Einfallslose Fassaden können durch Blumen aufgelockert und interessanter gemacht werden. Möglichkeiten:

- Blumenkästen vor den Fenstern.
- Blumenschalen über der Tür.
- Blumentöpfe am Rande von Treppenstufen. Beispiel: Geranien am Gitter entlang (z.B.in Italien).
- Blumentöpfe auf dem Boden entlang der gesamten Hausfront. Beispiel: Italien.
- Vor der Fassade werden neben dem Eingang einige Steine herausgenommen und Blumen eingepflanzt. Beispiel: Niederlande.

BANK (1.9)

Die Bank neben der Tür oder auf dem Wohnweg hat eine andere Funktion als die Bank im privaten Garten oder im öffentlichen Park. Das Sitzen auf der Bank in diesem Zwischenbereich bedeutet:

- Eine Erweiterung des Wohnraumes in den halböffentlichen Raum der Nachbarschaft
- und ist damit unterschwellig immer eine Aufforderung zur Kontaktnahme oder zum Plausch mit Vorbeikommenden.
- Wer neben seiner Tür sitzt, ist zwar einerseits immer noch ein bißchen „Türwächter", sucht aber andererseits auch häufig das Gespräch mit seinen Nachbarn.
- Von der Bank aus kann man das Geschehen um sich herum beobachten.
- Alte Leute fühlen sich „mittendrin".
- Kleinkinder erfahren eine Art lockerer Aufsicht durch die Nachbarn.

Einfache Ausführungen:

- Ein Brett auf zwei Steinen.
- Auf Eisenstäbe, die in der Hauswand angebracht sind, wird ein Brett gelegt, ein weiteres an der Wand als Rückenlehne angebracht.
- Material: warm (Holz), stabil (Eisenstangen), wetterbeständig (Anstrich).

Beispiele: Alle Bauernhäuser haben seit Urzeiten eine Bank vor dem Haus, aber auch Bürgerhäuser in Altstädten (z.B. Ladenburg/Neckar). Außerdem: Arbeitersiedlungen im Ruhrgebiet. Der avantgardistische Architekt J.J.P. Oud legt in seinen Einfamilien-Reihenhäusern der Stuttgarter Werkbund-Ausstellung (Weißenhof-Siedlung) 1927 an der Rückseite der Häuser neben der Tür jeweils eine Bank aus Beton an.

FENSTER (1.10)

Das Fenster durchbricht die Wand und stellt dadurch eine Verbindung zwischen dem Innen- und dem Außenraum dar.
In welchem Umfang dies geschieht, hängt ab

- von der jeweiligen Lage (im Erdgeschoß, in den unteren Obergeschossen oder in oberen Obergeschossen),
- von seiner Gestalt (Größe, Form, Rahmung, Art des Glases)
- und von seiner „Möblierung" mit Gegenständen (Gardinen, Blumen, Ausgehängtes).

Fenster in höheren Geschossen ermöglichen lediglich Sichtbeziehungen, in unteren Obergeschossen allenfalls noch Rufkontakt.
Fenster zu ebener Erde ermöglichen

- Sichtbeziehungen,
- Sprechkontakt,
- die Teilnahme am Außenraum einschließlich des Greifens (Händeschütteln, etwas herausreichen u.a.).

Die Bewohner können sich dadurch als Teilnehmer des Geschehens im Außenraum fühlen.

Der Innenraum ist für den Bewohner aus mehreren Gründen ein Bereich der Geborgenheit: Eigenverfügung, kleiner Maßstab, Vertrautheit, Rückzugsmöglichkeit.

Tiefenpsychologisch wirkt er als „Höhle".

Das Fenster ist (ebenso wie die Tür) die Nahtstelle zur Außenwelt. Die „Höhle" im Rücken, kann der Bewohner sich sicher fühlen. Diese Sicherheit reduziert unterbewußte Ängste. Angstarmut ist die Voraussetzung für eine Kontaktaufnahme.

Die unkomplizierte Form der Kontaktaufnahme vom Fenster aus ist besonders wichtig für

- alte Leute, denen das Laufen schwer fällt,
- für Gehbehinderte und Kranke.
- Auch Kinder benutzen das Fenster häufig.
- Kleinkinder können beim Spiel im Freien durch das niedrig liegende Fenster schnell Kontakt zur Mutter aufnehmen und sich auf diese Weise Rat und Bestätigung sowie Anregung holen.
- Umgekehrt haben Mütter dadurch Gelegenheit, die Kinder mühelos zu beaufsichtigen, ohne gezwungen zu sein, mit ihnen stundenlang gemeinsam im Freien zu verbringen.

In niederländischen Städten liegen die Fenster meist sehr niedrig, sind sehr groß und haben keine Gardinen und Jalousien. Die Wohnungen werden dadurch zu einer

1. Vermittlungsbereich (Fassade)



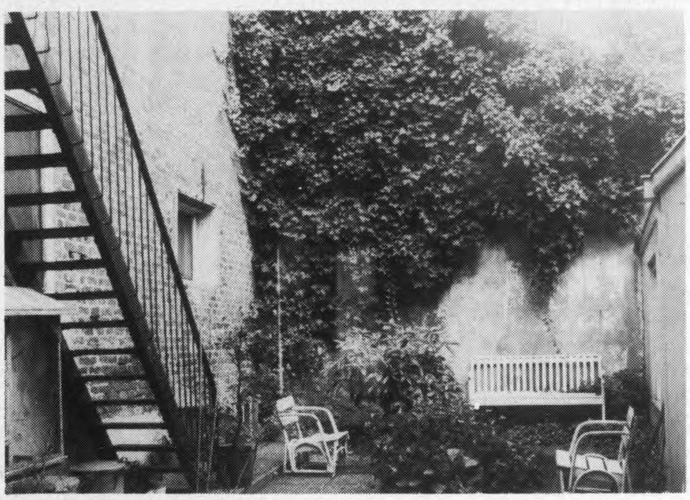




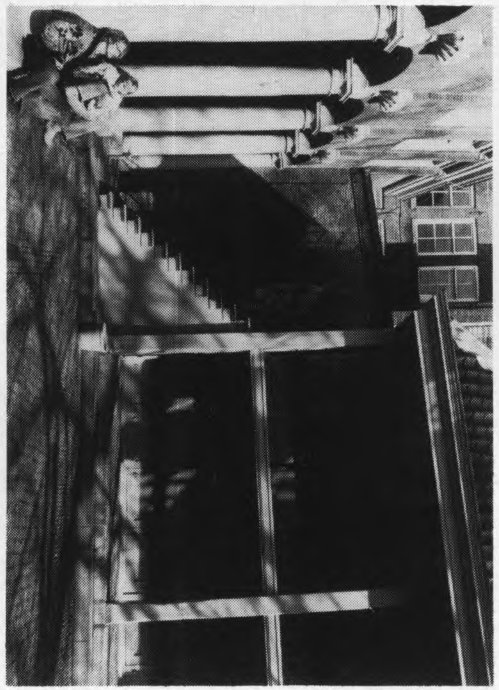
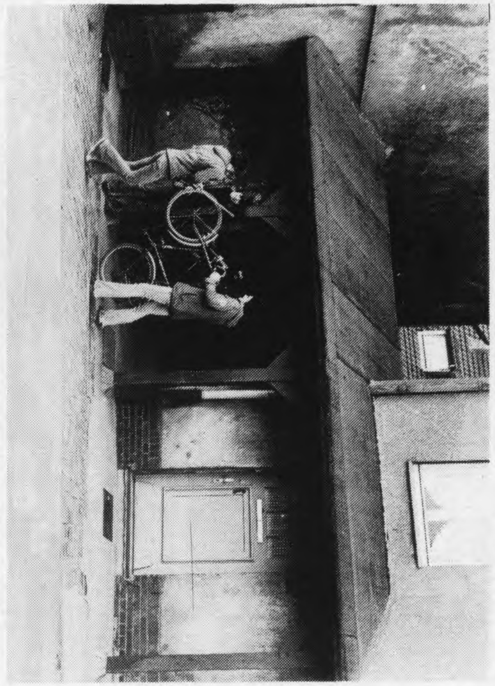




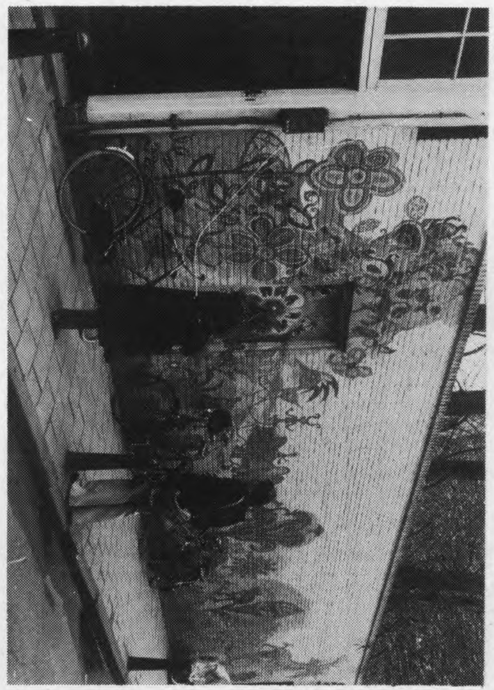
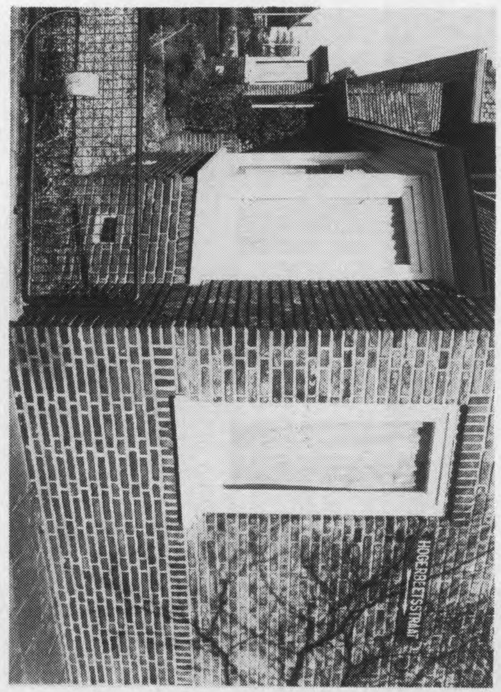








Erweiterung des Straßenraumes. Auch wenn kein Mensch auf der Straße läuft, hat man das Gefühl, unter Menschen, in gemütlicher Umgebung und geborgen zu sein.

Auf eine im einzelnen ganz andere Weise entsteht in den Niederlanden ein geradezu mittelmeerisches Straßenerlebnis: unter vielen Menschen zu sein.

ERKER (1.11)

Ein Erker stellt eine Vermittlungsstelle zwischen innen und außen dar: durch das Herauskragen des Innenraumes in den Außenraum findet eine gewisse räumliche (und plastische) Verschränkung und Überlagerung statt; der Erker weist auf den Innenraum hin; über den Erker erhält der Innenraum zum Außenraum einen intensiven Bezug.

Der Erker weckt vielfältige Gedankenverbindungen (Assoziationen):

- er ist ein hervorgehobener Punkt (Akzent),
- ein vorgeschobener Beobachtungspunkt,
- der auch das Außenfeld mit Bedeutung auflädt (sonst würde man es nicht für beobachtungswürdig halten).
- Er weckt das Interesse der Vorbeigehenden für die Bewohner (daher wurde er oft als Statuszeichen mißbraucht).
- Man kann sich selbst vorstellen, wie man den Erker benutzen würde (psychologische Eigenprojektion).

Der Erker ist ein Element, das durch seine Kleinmaßstäblichkeit zur Identifizierung der Straßen- und Hausbenutzer mit dem Gebäude beiträgt (siehe: Kleinmaßstäblichkeit).

Der Erker ist auch als Möglichkeit nützlich, die Wohnung auf der Windschattenseite querzulüften.

Beispiele: Spätmittelalterliche Altstädte, Bürgerhäuser des 19. Jahrhunderts, Arbeiter-Reihenhäuser in englischen Industriestädten.

FACHWERK (1.12)

Das Fachwerk

- macht eine Hauswand kleinmaßstäblich.
- Es zeigt die Konstruktionsweise.
- Es gibt der Wand einen Reichtum an Details
- und wirkt als Ornament.

Fachwerkkonstruktionen regen die technische und ornamentale Phantasie an.

SCHMUCK (1.13)

Eine Fachwerk-Wand ist eine ornamentale Fassade. Auch Backsteinwände haben ornamentale Züge.

Gelegentlich findet man Backsteine sogar zu ausgeprägten Ornamenten verarbeitet (Ziegelornamente, meist in Gesimsen). Ornamente lassen sich auch nachträglich auf Fassaden anbringen: durch Bemalung.

Die unterbewußte Wirkung des Schmukkes führt zu einer Art traumhafter, absichtsloser Meditation.

In historischen Bauten wurde Schmuck häufig zur Darstellung von Reichtum (der ihn oft erst in größerem Ausmaß ermöglichte) oder zur Hervorhebung des Besitzers verwandt. In der Volksarchitektur diente er jedoch meist zur Hebung des Wohlbefindens der Bewohner und der Öffentlichkeit und dadurch zur Stärkung des Selbstbewußtseins.

Beispiele: Viele Arbeiterhäuser zeigen oft in vielerlei Gestaltungsformen – meist nachträglich von eigener Hand angebracht – die Lust am Schmücken.

BALKON (1.14)

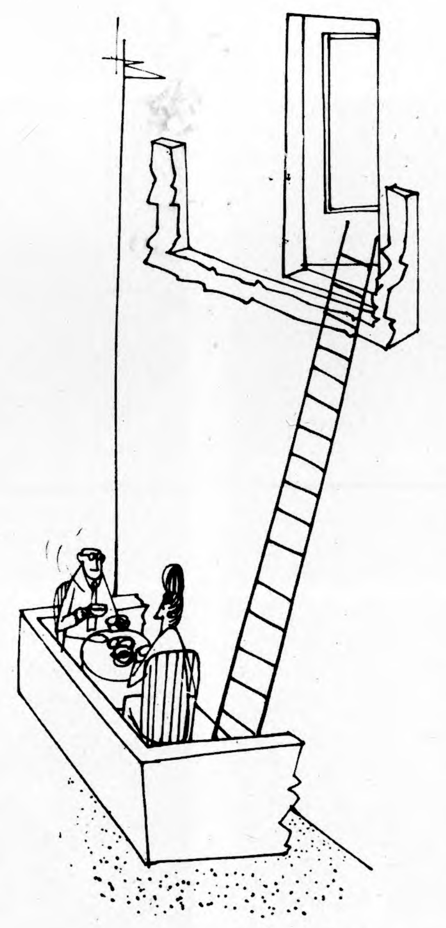
Wo eine Wohnung keinen unmittelbaren Freiraum auf der Erde hat, wird als Ersatz dafür häufig ein Balkon gebaut.

Frühe Spekulationsbauten hatten keine Balkone. Seit etwa 1960 gehört der Balkon zum Standard einer Wohnung in mehrgeschossigen Bauten.

Psychologisch erfüllt er das Bedürfnis, einen Augenblick in den Außenraum treten zu können:

- Als Flucht vor der Enge des Innenraumes,
- oder um das Gefühl zu haben, mit der Umwelt in Kontakt zu kommen.
- Physiologisch braucht der Körper als Anregung des Stoffwechsels von Stunde zu Stunde eine Temperaturveränderung.

Die Balkone der Sozialwohnungen sind zu klein (ca. 3 qm). Wenn der Balkon eine gewisse Entfaltungsmöglichkeit als Bewegungsraum (für das Kleinkind im Krabbelalter wie auch für den Erwachsenen) sowie genügend Fläche für mehrere Personen



zum Sitzen, Essen oder Sonnen im Liegestuhl bieten soll, muß er wenigstens 2x4 Meter groß sein (8 qm).

Balkone können oft auch nachträglich angebaut werden – zumindest in unteren Obergeschossen. Die Rolle des Balkons kann auch der Ausbau eines Flachdaches zum Dachgarten erfüllen.

Es ist unverständlich, warum Flachdächer nicht häufiger genutzt werden. Ihr Ausbau ist technisch einfach und billig.

DACHVORSPRUNG (1.15)

Dachvorsprünge (Gesimse) schließen eine Fassade oben ab. Sie fassen sie ein – wie ein Rahmen ein Bild.

Häufig sind sie in schmuckvollen Formen gestaltet, d.h. man erlebt sie lustvoll (vgl. Ornament).

Man kann sie farbig fassen, unter Umständen auch ornamentieren.

DACH (1.16)

Das Dach hat

- funktionelle Bedeutung als Regenschutz und Isolierung.
- Es spielt bei der Maßstäblichkeit eines Gebäudes eine wichtige Rolle.
- Es ist als Gestaltungselement („Hut des Hauses") wirksam und kann – je nachdem – eine Spannweite an psychologischen Wirkungen haben
- und bietet eine Art Ornamentierung (z.B. durch kleinteilige Ziegel).
- Die funktionelle Bedeutung des Daches kann sich erweitern: wenn es betretbar ist. Dann ist es eine zusätzliche Szenerie.

Beispiel: In der erbitterten theoretischen Debatte zwischen den sogenannten Konservativen und den Vertretern des Neuen Bauens spielt die Dachform seit den Zehner Jahren eine Schlüsselrolle. In ihr wird der Konflikt zwischen zwei unterschiedlichen psychologischen Zielvorstellungen geradezu fetischisiert. Die wirkliche Ebene, die psychologische, wird jedoch nur selten offengelegt und so gut wie nie an der realen Bedürfnislage gemessen. Einfache Sachverhalte wie Geborgenheit oder Offenheit werden nebulös und magisch aufgeladen und dadurch zu Orthodoxien.

ARKADE (1.17)

Die Arkade ist die wirksamste Form der Durchbrechung der Wand: Der Außenraum geht durch die Fassade hindurch. Man kann in der Öffentlichkeit sozusagen durch ein Gebäude gehen. Die Öffentlichkeit wird in das Gebäude eine Schicht weit hereingelassen.

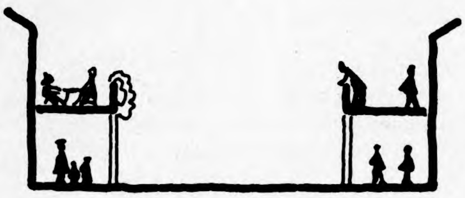
In oberitalienischen Städten durften Eigentümer über viele Jahrhunderte hinweg nur ein Haus bauen, wenn sie der Öffentlichkeit einen Teil ihres Grundes zur Verfügung stellten – in Form eines Arkadenganges.

Wo diese soziale Form durchgesetzt wurde, zeigt sie in erster Linie, daß die Öffentlichkeit sich ihr Recht gesichert hat – ihr Recht auch an einem privaten Gebäude.

Die Arkade ist ein wettergeschützter Weg mit einem Dach, das Regen, Sonne und meist auch Wind abhält. Der Weg wird dadurch häufiger, vielfältiger und angenehmer benutzbar.

Es ist leicht möglich, vor Häuser

Fachwerk-Arkaden zu setzen. Ihr Dach kann gleichzeitig als Freiraum für das erste Obergeschoß nutzbar gemacht werden – als großer Dachgarten.



GANG (1.18)

Der Gang ist – ähnlich wie die Arkade – ein wettergeschützter Weg. Auch hier mußte der Hauseigentümer der Öffentlichkeit einen Weg durch sein Haus hindurch zugestehen. Oder: er selbst erschloß seinen Hof durch einen Gang.

Er hat Überraschungsmomente: sie reizen die Fantasie – oft bis zu Angst-Vorstellungen. Solche Gänge, in denen sich das historische Bürgertum meist sehr unsicher fühlte, die Bewohner jedoch nur selten, wurden in bürgerlicher Vorstellung gern als abrißwürdig gestempelt.

Beispiele: Lübeck, Schleswig, Amsterdam, Kettwiger Straße in Mülheim-Ruhr.

2. Halböffentlicher Bereich

WASSERSTELLE (2.1)

Wasserleitungen sind – als Material – nicht teuer. Man kann sie leicht selbst verlegen (frostfrei!).

Eine Wasserstelle im Garten ist in vieler Weise nützlich, verleitet allerdings auch zur Verschwendung.

Die Wasserstelle kann man gestalten: als Brunnen. Brunnen sind seit jeher oft Plastiken gewesen. Sie verstärkten dadurch unterbewußte Assoziationen, die im Zusammenhang mit dem Genuß von Wasser entstanden: Fühlen, Sehen und Hören des Wassers – im Hinblick auf seine reale und vor allem mögliche bzw. vorstellbare phantastische Benutzung.

STRAUCH (2.2)

Sträucher sind mehrjährige Gewächse, die nicht allzu hoch werden.
Es gibt
- Ziersträucher
- und Beerensträucher.
- Viele Straucherarten eignen sich zur Heckenbildung (siehe: Hecke, Zaun, Mauer)
- und damit zum Schutz vor Lärm,
- Schmutz
- und Wind.
- Kinder können sich unter Sträuchern „Nester" oder „Hütten" bauen.
- Sträucher gliedern, unterteilen, markieren und akzentuieren.

BAUM (2.3)

- Der Baum ist ein Luftfilter (Staubfänger, Umwandlung).
- Er liefert Sauerstoff.
- Bestimmte Bäume tragen Obst.
- Der Baum liefert Brennmaterial,
- Bastelmaterial
- und im Herbst Blätter für den Kompost.
- Der Baum vermindert Lärm (Schallbrechung).
- Er dämpft das Sonnenlicht
- oder spendet Schatten.
- Kinder können auf Bäume hinaufklettern.
- Der Baum ist ein Akzent,
- häufig sogar ein Merkzeichen,
- gelegentlich auch ein Symbol (Dorflinde).
- Bäume begrenzen
- oder gliedern bzw. unterteilen Straßen (z.B. Boulevards) und Plätze oder Gärten.
- Der Baum verändert sich mit den Jahreszeiten
- und wird ebenso alt oder älter als die Menschen
- d.h. er macht ihre Zeitlichkeit und Geschichte sichtbar.

Viele Städte machen von Zeit zu Zeit Baumpflanz-Aktionen. Dazu verteilen sie kostenlos Bäume. Pflanzen muß man sie selbst – auf privatem Gelände. Mit einem Anruf beim Gartenamt erfährt man den Termin.

Wo die Stadt auf ihrem eigenen Terrain keine Bäume pflanzt, sollten Bürgerinitiativen sie dazu auffordern und notfalls selbst pflanzen.

HECKE (2.4)

- Eine Hecke ist eine lebende Mauer.
- Sie wächst und verändert sich mit den Jahreszeiten.
- Das bedeutet: sie benötigt Pflege. Das heißt: Man muß Sorge in sie investieren – in Form von Arbeit wie Schneiden, Düngen, Laub abfahren.
- Die Hecke schützt vor Wind, Regen und Schmutz.
- Wenn sie hoch ist, schützt sie vor Einblick.
- Ist sie niedrig, unterteilt sie den Raum in kleine Räume. Sind die kleinen Räume unterschiedlich, dann hebt die Hecke ihre Unterschiedlichkeit besonders hervor.

Im übrigen gilt für die Hecke ähnliches wie für den Zaun.

ZÄUNE (2.5)

Zäune haben unterschiedliche Funktionen – je nach Lage, Höhe und Aussehen.
- Hohe Zäune schließen einen Raum ab und ein. Sie isolieren. („Vorsicht, bissiger Hund!")
- Sie bestimmen, d.h. sie definieren den einen Raum als „innen" und den anderen als „außen". Man kann hineinsehen, unter bestimmten Umständen auch hineingehen – oder heraussehen bzw. herausgehen.
- Sie umschließen und vermitteln damit Geborgenheit.
- Niedrige Zäune markieren räumliche Bereiche, d.h. sie setzen optische Grenzen.

Ob Zäune eher Abgrenzung oder Markierung sind, hängt sowohl von der Wahl des Materials (Holz, Gußeisen, Metallgitter, Draht, Stacheldraht, Elektro-Zaun) als auch von ihrer Höhe ab.

Schmuckformen verschleiern häufig die primäre Funktion, das Ausschließen – mit einer „höflich-freundlichen" Ausdrucksform.

Als Grenze zwischen zwei Gärten sind Zäune oft Stellen, an denen mit Vorliebe zwanglose „Gespräche über den Zaun" stattfinden, bei denen jeder Nachbar auf seinem Territorium steht und daraus Sicherheit gewinnt.

GITTER (2.6)

Das Gitter ist ein Sonderfall des Zaunes. Im Gegensatz zur Mauer und zur dichten Hecke und ähnlich wie der Zaun ist das Gitter eine durchsichtige Abtrennung von zwei räumlichen Bereichen von unterschiedlicher sozialer Verfügung. Diese Durchsichtigkeit ist – im Gegensatz zum Zaun – ausdrücklich gestaltet.

Häufig ist das Gitter eine Zierform – ein einfaches Muster oder – weiter entwickelt – ein Ornament. Diese Formen bieten – für das Unterbewußtsein – ein inhaltsarmes, wenig bestimmtes Spiel an Reizen, die lustvoll erlebt werden.

Dieses lustvolle Reizangebot überlagert und verdeckt oft den eigentlichen Zweck des Gitters: die Distanzierung eines Bereiches von den Benutzern.

In manchen Fällen wird die Distanzierung durch die Gestaltung ausdrücklich zur Abwehr-Gebärde ausformuliert, gelegentlich sogar zur machtbesetzten Abschreckgeste.

MAUERN (2.7)

Mauern können unterschiedliche Funktionen haben:
- sie schützen,
- sie grenzen ab,
- sie umschließen,
- sie teilen ein bzw. unterteilen,
- sie leiten („immer an der Wand lang").
- Man kann sich an sie anlehnen (körperlich und psychologisch),
- etwas an ihnen abstellen (ein Fahrrad),
- auf ihnen balancieren (u.a. Balancier-Strecke),

- an ihnen spielen (Ball-Wand),
- sie bemalen.

Unterschiedliche Materialien bieten unterschiedliche Tastwirkungen und optische Wirkungen. Eine Holzwand sieht warm aus, eine bepflanzte Wand lebendig, eine Backsteinwand hat ein reizvolles, kleinteiliges Muster, Betonwände wirken oft kalt, schmutzig, monoton. Mittels Bepflanzung und Bemalung kann man Wände erheblich verbessern (Efeu, Wein, Knöterich oder vorgesetzte Baumreihen wie rasch wachsende Pappeln oder Akazien).

HAUSECKE **(2.8)**

Ein Beispiel:

- Ein Mann kommt von der Arbeit nach Haus, ißt und stellt sich dann an die Hausecke.
- Im Rücken hat er die Hauswand, d.h. psychologisch „Rückendeckung", tiefenpsychologisch einen Teil seiner „Höhle".
- Er steht auf seinem „Territorium". Dies gibt ihm Selbstsicherheit: eine günstige Voraussetzung für die Kontaktbereitschaft und Kontaktaufnahme.
- Von der Hausecke aus hat er einen Überblick über die Straße, d.h. über sein „Revier": über den Bereich, der ihm vertraut ist.
- Diese Position und das daraus resultierende Verhalten ist für vorbeikommende oder auf der Straße stehende Nachbarn ein Signal dafür, daß der Mann Zeit für ein Gespräch hat.

Früher wurde — mit guten Gründen — in Eckgebäuden oft eine Kneipe eingerichtet.

STRASSENECKE **(2.9)**

Die Straßenecke kann ein strategisch wichtiger Punkt im öffentlichen Bereich sein. Wie die Hausecke reizt sie zum Stehenbleiben, Treffen, Spielen.

Tote Ecken können leicht zu Straßenecken aufgewertet werden:

- Eckgebäude durch einen besonderen Anstrich, durch Erker, Balkone und Fensterformen, die die Ecke betonen.
- Eckflächen durch Anlegen eines kleinen Platzes als Treffpunkt, durch das Pflanzen von Bäumen, durch ein kleines Wasserbecken, einen Brunnen, Mauern, eine Szenerie.

HOF **(2.10)**

Je nach Lage, Größe und Ausstattung haben Höfe unterschiedliche Funktionen.

- Oft sind sie lediglich Durchgangsschleusen für Fußgänger, Zufahrten zu Garagen oder Parkplätze.
- Höfe können aber unter anderen Umständen auch — ähnlich wie Wohnwege — Treffpunkte für nachbarschaftliche Aktivitäten sein: zum Spielen, Werken und Feiern.

Wenn sie von den Wohnungen aus gut einsehbar und überblickbar sind, eignen sie sich ausgezeichnet zum Spielen für kleinere Kinder, die sich dadurch unter lockerer Aufsicht der Eltern bzw. unter sozialer Kontrolle befinden.

Triste Höfe können meist relativ einfach durch gemeinsame Aktionen der Bewohner attraktiv gemacht werden:

- durch das Anpflanzen von Bäumen, Sträuchern, Blumen,
- durch eine Pergola (Fachwerkgerüst) als Schattenspender und Raumaufteiler,
- durch Unterteilung in Kleinräume mit verschiedenen Funktionen (Sitzplatz, Spielbereiche, Werkbereiche)
- und durch Lauben bzw. Werkstätten.

Literatur: Karl Assmann u.a., Öffnet die Höfe. Höfe der Münchner Innenstadt. (Münchner Forum) München 1970.

WOHNWEG **(2.11)**

Schließt sich unmittelbar ans Haus oder an den privaten Garten ein nicht zu schmaler autofreier Wohnweg an (zwischen 3 und 6 m Breite), dann fordert er die Bewohner zu vielerlei Tätigkeiten auf:

- zum Sitzen auf der Bank,
- zum Beobachten des Geschehens ringsherum,
- zum Reparieren von Autos, Mopeds und zu weiteren handwerklichen Tätigkeiten,
- zum Spazierengehen,
- zum Schachspielen, Zeitunglesen und anderen Freizeitbeschäftigungen,
- gelegentlich auch zu Nachbarschaftsfesten.

Besonders für alte Leute und kleine Kinder stellt dieser Wohnweg einen leicht überschaubaren, wohnungsnahen Raum dar, in dem sich Privates öffentlich macht und Öffentliches privat wird.

3. Nachbarschaftliches Umfeld (Straße)

PFLASTERUNG **(3.1)**

Wege, Straßen, Höfe oder Plätze wurden früher zunächst deshalb gepflastert, damit man nicht im morastigen Boden einsank.

Zweitens: um bequem gehen zu können.

Diese Bequemlichkeit bot das Pflaster deshalb, weil es stets etwas unregelmäßig ist und dadurch der Bewegung des menschlichen Körpers, seinem Heben und Senken, entgegenkommt. Der moderne Asphalt ist hingegen so glatt, daß der den Körper ermüdet. Wo man also für die spezifische menschliche Bewegung planen will, muß man auf Asphalt verzichten und pflastern.

- Pflastersteine sind kleinteilige Elemente.
- Meist bilden sie ein Muster — die Vorform des Ornamentes.
- Oft werden die Pflastersteine auch zu Ornamenten gelegt.

Viele Pflasterungen zeigen helle Streifen, die den Boden zu Vierecken von rund 5x5 Metern einteilen. Diese Felder haben ungefähr die Größe eines Zimmers. Die Fläche wird dadurch so unterteilt, daß wir in ihr die Dimensionen wiederfinden, die uns vertraut sind.

Dies hebt auch unsere Sicherheit, uns auf dem Platz zu bewegen und dort zu agieren.

Große „Territorien" werden als schwer betretbar empfunden. Der Grund: Sie entsprechen nicht der eigenen Dimension. Daher werden sie häufig durch Pflasterung kleinräumig unterteilt.

In der Queen Street in Oxford wurde festgestellt, daß der Anteil der Fußgänger, die in einer lediglich für den Bus zugänglichen Straße in der Mitte liefen

- bei einem Asphaltbelag 19% betrug,
- bei einem Plattenbelag auf 28% stieg.

Die Busse senkten ihre maximale Geschwindigkeit von 21 km/h (Asphaltbelag) auf 13 km/h (Plattenbelag) (Linde/Streichert, 1975, S. 62).

HIERARCHISIERUNG DES VERKEHRS **(3.2)**

Sammelstraßen sind nur sinnvoll, wenn sie auch wirklich als Sammelstraßen benutzt werden. In der herrschenden Praxis baut man jedoch nach wie vor Straßen aus, ohne dadurch anliegende Straßen wirklich zu entlasten. Das heißt im Klartext: Die Straßenfläche wird verdoppelt. Das nutzt niemandem. Und es kostet außerordentlich viel Geld.

Wo es Sammelstraßen gibt, muß prinzipiell das Straßennetz in qualitativer Hinsicht eine Hierarchie erhalten — nach folgendem Prinzip:

- Jedes Viertel soll den normalen Verkehr in Tangenten-Vierecken kanalisieren.
- Alle anderen Straßen werden so umgewandelt,
  - daß man entweder überhaupt nicht mehr durchfahren kann (Sackstraße)
  - oder nur noch mit sehr langsamem Tempo.

Das bedeutet: der Verkehr muß aus den Wohnvierteln, so weit es eben geht, herausgehalten werden. Wer dennoch ins Viertel kommt oder kommen muß, wird gezwungen, sehr langsam zu fahren.

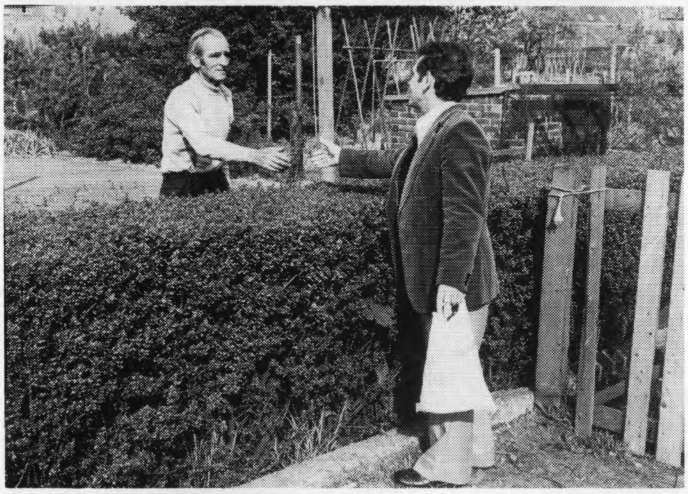
Die Vorteile dieser Hierarchisierung des Verkehrs liegen auf der Hand:

- Weniger Verkehr in den Wohnbereichen;
- Folgen: weniger Abgase,
- weniger Lärm,
- weniger Hektik,
- weniger Unfallgefahren.
- Positiv ausgedrückt: Man kann die Straße wieder in vollem Umfang benutzen — zu vielerlei Tätigkeiten: als verlänger-

2. Halböffentlicher Bereich

















ter Wohnraum, zum Promenieren, Spielen, Stehenbleiben, Sport u.a.

- Die Straße wird wieder ein vielfältiger sozialer Lebensraum – wie sie es über Jahrtausende hinweg war.
- Man kann Teile der Straße mit Bäumen bepflanzen. Dies ist besonders dort attraktiv, wo es wenig Grün gibt.
- Man spart Kinderspielplätze und Erholungsparks. Denn: die Bewohner erhalten den viel wichtigeren wohnungsbezogenen Spielraum für ihr individuelles und soziales Leben.

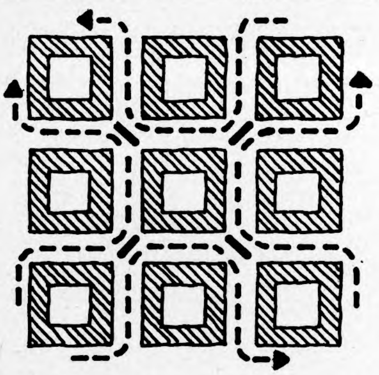
Rechtsgrundlage für alle verkehrslenkenden Maßnahmen ist ein Gummi-Paragraph, der § 4, 1 der Straßenverkehrsordnung. Er lautet: „Die Straßenverkehrsbehörden können die Benutzung bestimmter Straßen aus Gründen der Sicherheit oder Leichtigkeit des Verkehrs beschränken oder verbieten." Zuständig ist das Ordnungsamt der Stadtverwaltung. Danach ist es eine Frage der Auslegung, was „Gründe der Sicherheit" und „Leichtigkeit des Verkehrs" sind.

Die Sicherheit des Verkehrs bezieht sich nicht nur – wie die Autolobby meint – auf den Autofahrer, sondern ebenso auf den Fußgänger und Radfahrer, auf Autobusse und Straßenbahnen. Die Autofahrer stellen lediglich 25 Prozent der Bevölkerung dar, machen auch nur 30 Prozent des Stadtverkehrs aus (40% Fuß- und Radverkehr, 30% ÖNV) und benutzen den Straßenraum lediglich in einer sehr eingeschränkten Weise, entwerten ihn jedoch für die anderen Benutzergruppen auf die radikalste Art.

Die Stadtverwaltung wird zwar ein Netz von Straßen vorrangig dem Autoverkehr widmen (dessen Nutzen nur teilweise bestritten werden kann), muß aber aus menschlichen und sozialen Gründen sowie zur Herstellung der Gleichheit (Grundgesetz) in anderen Bereichen, d.h. in den Wohnvierteln Ausgleichsmaßnahmen vornehmen: um das Recht dieser Bevölkerungsgruppen auf Entfaltung ihrer Lebensmöglichkeiten herzustellen.

SCHLAUFEN (3.3)

Wenn man verhindern will, daß der Autoverkehr durch einen Wohnbereich fährt, kann man die Straßen an einigen Stellen so sperren, daß man in diesen Bereich nur



noch in einer Schlaufe hinein- und hinausfahren kann.

Durch den Zwang zum Rechtsabbiegen kann der Verkehr nicht durchs Viertel fahren, sondern er wird rasch wieder herausgedrängt.

Um dem Autofahrer unnötiges Fahren zu ersparen, sollte das Viertel gekennzeichnet sein – mit Zusätzen an den Schildern: Schlaufen-Erschließung. Am besten stellt man an einigen „strategischen" Punkten mit Haltemöglichkeiten Schilder auf: mit deutlich lesbaren Zeichnungen der Straßen des Viertels.

Beispiel: Altstadt in Stockholm.

SACKSTRASSE (3.4)

In den meisten Straßen in Wohngebieten fahren nur wenige Autos. Im Widerspruch dazu steht, daß man sie durchfahren kann, und dies in zwei Richtungen sowie mit 50 km/Stunde (erlaubt) und bis zu 80/90 km/Stunde (nicht erlaubt, aber nur selten kontrolliert). Auch wenn nur wenige Autos die Straße durchfahren, läßt sich feststellen: ein Auto alle 20 oder auch nur 60 Sekunden macht das Gehen und Spielen auf der Straße unmöglich, stört den Schlaf, schafft Unfallgefahren – kurz: die Straße dient dann nur noch dem Auto-Verkehr.

Man kann mit Leichtigkeit viele Straßen zu Sackgassen machen. Vor allem die kurzen.

Längere Wohnstraßen kann man in der Mitte blockieren.

Die objektiven und subjektiven Wirkungen der Sackgasse:

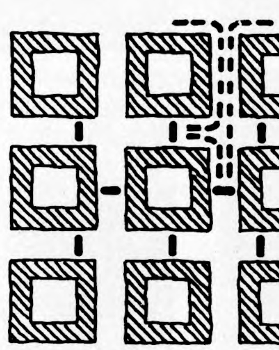
- Nur die Anlieger benutzen die Straße.
- Sie fahren langsam, weil sie die Leute, vor allem die Kinder, kennen. Verantwortung entwickelt sich aus Kenntnis.
- o Jeder weiß: Es lohnt nicht, schnell zu fahren: denn die Straße hört gleich auf.

Je kürzer die Sackgasse ist, desto besser – objektiv wie psychologisch.

Eine Sackstraße benötigt keinen Wendekreis („Wendehammer"). Denn' Der Rückwärtsgang ist längst erfunden.

Auch Kreuzungen von zwei Wohnstraßen können als Wendebereiche dienen. Unter Umständen ist eine geringfügige Änderung des Bürgersteigprofils sinnvoll.

Am besten setzt man eine Schranke in die Mitte der in zwei Sackstraßen unterteilten Straße. Die Fahrer von Müll-

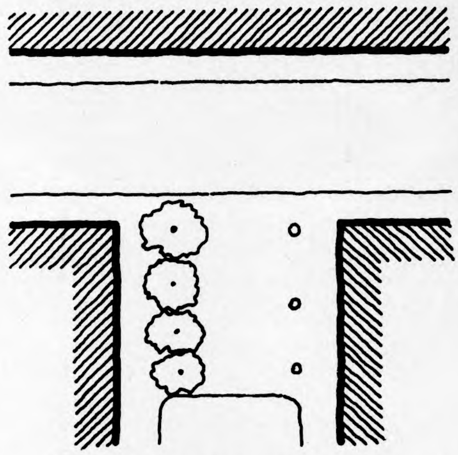


fahrzeugen, Krankenwagen und Möbeltransportern können sie mit einem Vierkant-Schlüssel öffnen. Oder: sie fahren seitlich über den Bürgersteig.

Die Sackstraße erhält ein zusätzliches Schild! Keine Wendemöglichkeit für LKW.

Die Anlage einer Sackstraße macht rechtlich keine Schwierigkeiten:

- Die Erschließung ist gewährleistet, d.h! das Recht, zur eigenen Wohnung fahren zu können.
- Die Stadtverwaltung kann die Umwandlung einer Straße zu einer Sackstraße auf dem Verwaltungswege vornehmen, benötigt also nicht einmal einen Parlamentsbeschluß. Natürlich kann auch



das Parlament darüber beschließen.

- Die Richtlinien für den Straßenausbau (RAST) sind lediglich Empfehlungen; sie haben Einfluß bei Bezuschussungen durch übergeordnete Behörden, die hier jedoch nicht in Frage kommen. Wenn die RAST einen Wendekreis empfiehlt, muß sich die Stadtverwaltung nicht darauf einlassen.

Kosten: für ein Schild rund 650 DM, für eine Schranke rund 1000 DM.

Beispiele: Sackstraßen gibt es in jedem Ort in größerer Anzahl. Ihre Wirkungen lassen sich dort feststellen. Kein Bewohner dürfte sie missen wollen. Schon seit langer Zeit schlägt das „Radburn-System" der amerikanischen Gartenstadt Radburn (Clarence Stein) die Sackgassen als Struktur-Element von Wohnvierteln vor. In der Sennestadt von Hans Bernhard Reichow (1954) wurde dessen Übernahme durch die Behörde verhindert. In vielen Neubauplanungen von Trabantenvierteln ist die Sackstraße als Struktur-Element gezielt verwendet worden (z.B. in Wulfen, Les Gavines bei Valencia/Spanien; Baumeister 2/1976, S. 113).

Literatur: Hans Bernhard Reichow, 10 Jahre Sennestadt /seit 1954/, Planung und Aufbau: Deutsche Bauzeitschrift 1/1965 (Sackstraßen Wohnstraßen u.a.).

SPAZIERGÄNGER–STRASSE (3.5)

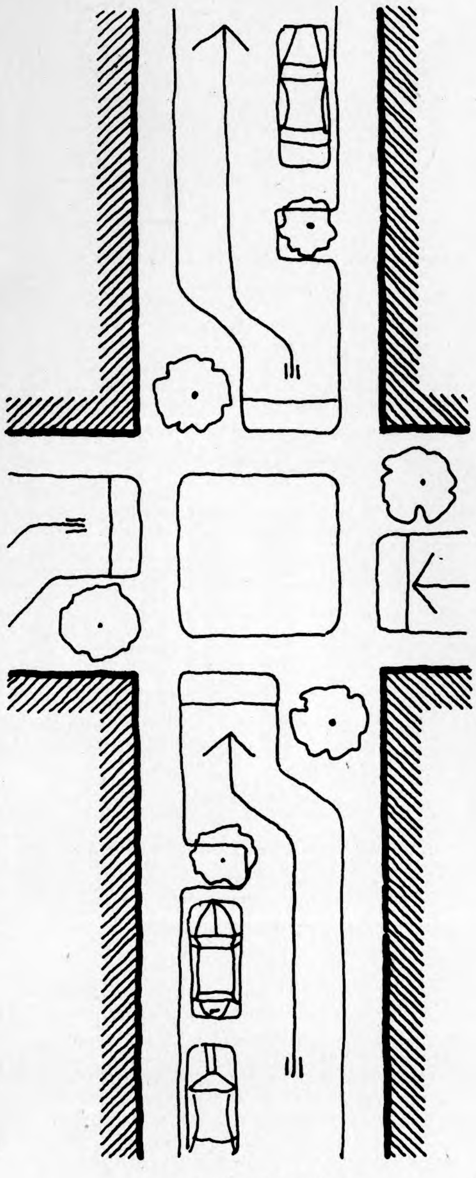
Man kann die Bordsteine einer Straße entfernen und den Fußgängern auch die Straße freigeben. Schilder zeigen deutlich an, daß die Fußgänger Vorrecht vor den Autos haben.

Beispiele: Haarlem („Wandelstraat"), Ladenburg am Neckar.

FUSSGÄNGERSTRASSE / WOHNSTRASSE (3.6)

In amerikanischen Einkaufszentren entstand die Ladenstraße ohne Autoverkehr. Nach 1945 kam sie über die Rotterdamer Lijnbaan nach Deutschland (zuerst: Kas-

sel) und verbreitete sich dort. Was dem Kommerz recht ist, muß auch Recht für Wohnungsbereiche sein. Bislang gibt es jedoch nur wenige Wohnstraßen in der BRD.



Delfter Modell

Die reine Fußgängerstraße ist nur dort sinnvoll, wo es genügend Freifläche für Sammelparkplätze gibt. Andernfalls werden die parallelen Straßen doppelt belastet (was auch der Nachteil in den Fußgänger-Ladenstraßen ist).

Die Zufahrt kann für Anlieger bei Transporten zugelassen werden. Ebenso muß die Müllabfuhr passieren können. Für beide ist nur eine feste Spur notwendig, die andere kann zu Bepflanzungen etc. umgewandelt werden.

Beispiele: Goebenstraße in Bonn (sie wurde auf Druck von Bürgerinitiativen hin angelegt; aber von der Bauverwaltung mit künstlich erhöhtem Aufwand zwecks Verhinderung weiterer Wohnstraßen ausgebaut). In Neubauvierteln sind Wohnstraßen verbreitet (z.B. Wulfen).

Literatur:

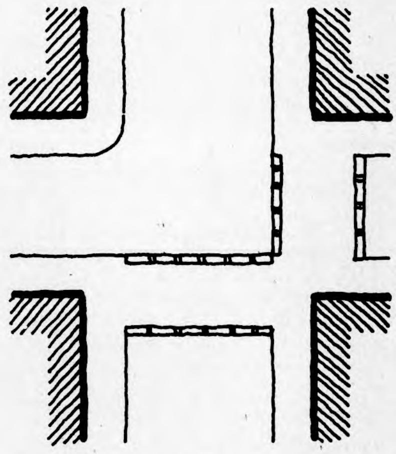
Rolf MONHEIM, Entwurf einer Zielhierarchie für Fußgängerbereiche: Informationen. Institut für Raumordnung 18/1973, S. 415/27.
Rolf MONHEIM, Fußgängerbereiche: Werk und Zeit 8–9/1974, Forum (kurzgefaßte, präzise Übersicht, auch als Unterrichtsmaterial nützlich).
Rolf MONHEIM, Fußgängerbereiche. Bestand und Entwicklung. (Deutscher Städtetag) Köln 1975 (Standardwerk).
Studiengruppe Wohnungs- und Stadtplanung (Werner Heinz, Herbert Hübner, Bernd Meinekke, Erhart Pfotenhauer, Peter Kehnen, Heidi List, Walter Siebel), Siedlungsstrukturelle Folgen der Einrichtung verkehrsberuhigter Zonen in Kernbereichen. Schriftenreihe des Bundesministers für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau. Bonn 1978 (Fußgängerzonen in der Stadtmitte).

EINGEBAUTE HINDERNISSE AUF DER STRASSE (3.7)

Hindernisse zwingen den Autofahrer, sein Tempo zu verlangsamen. Man kann sie auch künstlich anlegen.

Objektive künstliche Hindernisse:

- Quer über die Straße wird eine *Schwelle* gelegt – mit Pflastersteinen oder aus Beton. Diese Schwellen sind keineswegs gefährlich – wie die Märchenpropaganda der Autolobby verkündet. Und die Tatsache, daß Moped-Fahrer sie gelegentlich zum Spaß benutzen, spricht nicht gegen ihre Wirksamkeit im Hinblick auf die Tempo-Verlangsamung für Autos. Die Schwellen sollen sich spätestens alle 50 Meter wiederholen, dami die Autofahrer nicht erneut beschleunigen. Sie sollen seitlich zusätzlich markiert werden: mit Bäumen, Büschen, oder anderem.
- Ähnlich wie die Schwellen wirken die *Aufpflasterungen* („Delfter Hügel"): ein Bürgersteig wird über die Einmündung einer Straße hinweg weitergeführt, die Randsteine allerdings angeschrägt (erhöhte Ein- und Ausfahrten).
- Oder: ein Fußgänger-Überweg wird aufgepflastert, d.h. in der Höhe des Bürgersteiges gehalten – wiederum mit schrägen Kanten.
- Oder: die Fläche einer Straßenkreuzung wird hochgelegt, um den Vorrang des Fußgängers anzuzeigen (aufgepflasterte Kreuzung).
- Oder: die Straße wird total aufgepflastert, d.h. Fahrbahn und Gehweg werden platzartig in einer Ebene angelegt (Beseitigung der Bürgersteige).
- Die Straße wird an einigen Stellen – deutlich sichtbar – verengt: am Beginn und am Ende, an Überwegen und an weiteren Stellen (Straßenverengung). An diesen Stellen wird zur Markierung jeweils ein Baum oder Busch gepflanzt.



Abgehängte Querstraße zur Verhinderung von Durchgangsverkehr

- Die Straße wird auf eine einzige Fahrbahn verengt (Fahrbahnverengung, Profilschmälerung auf 2,80 m bis 3,20 m), die andere Fahrbahn wird für das Schräg- oder Senkrecht-Parken eingerichtet. Dadurch muß der Autofahrer auf entgegenkommende Fahrzeuge achten, anhalten, sich mit ihnen verständigen – in jedem Falle verlangsamt er seine Fahrt. Es genügt, alle 50 Meter eine Ausweichstelle anzulegen.
- Es werden künstliche *Kurven* eingebaut: durch vorgezogene Bürgersteige – vor allem an Einmündungen, aber auch an anderen Stellen, wo platzartige Flächen vor Häusern geschaffen werden können; oder durch Schrägpark-Streifen, die nach rund 40 Metern die Straßenseite wechseln (Achsenverschiebungen der Fahrbahn; kurvige Trasse).



Eingebaute Hinternisse auf der Straße

3. Nachbarschaftliches Umfeld (Straße)



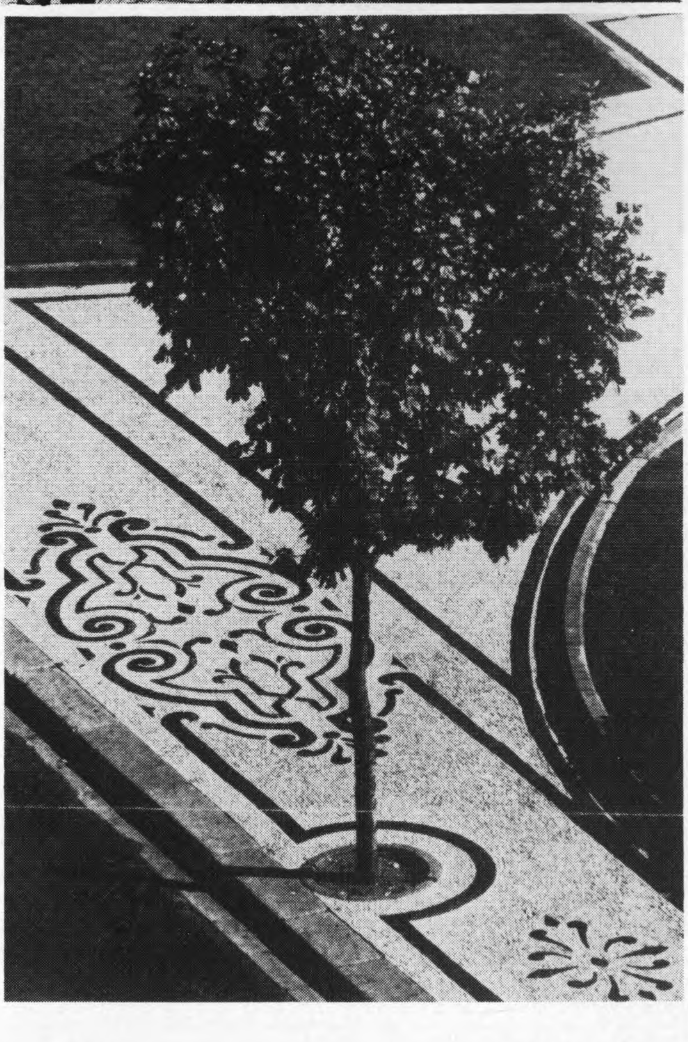












- Einbahnstraßen sind nur dort sinnvoll, wo durch andere Hindernisse das Tempo erheblich verlangsamt wird. Andernfalls fahren die Autos schneller, weil die Fahrer wissen, daß niemand entgegenkommt.

Juristische Hindernisse:
Die realen Hindernisse sollten mit rechtlichen Verkehrsbeschränkungen verstärkt werden:

- Schilder verbieten die Durchfahrt und erlauben nur den Anliegern die Zufahrt.
- Die Geschwindigkeit wird auf 30 km/Stunde begrenzt.
- Schilder zeigen an, daß der Fußgänger auf diesen Straßen bzw. im gesamten Wohngebiet (niederländisch: Woonerf, dort 1976 gesetzlich eingeführt) das Vorrecht vor dem Autofahrer hat.

Wichtig ist, daß die Schilder stets in Verbindung mit realen Hindernissen stehen. Andernfalls ist die Einhaltung des Verkehrsrechtes der Willkür des Autofahrers überlassen — und funktioniert dann häufig nicht, wenn die polizeiliche Kontrolle fehlt. (In solchen Straßen sieht man die Polizei merkwürdigerweise nur selten).

Zu den realen und juristischen Hindernissen kommt eine dritte Kategorie von Hindernissen — die subjektiven, *psychologischen Hindernisse:*

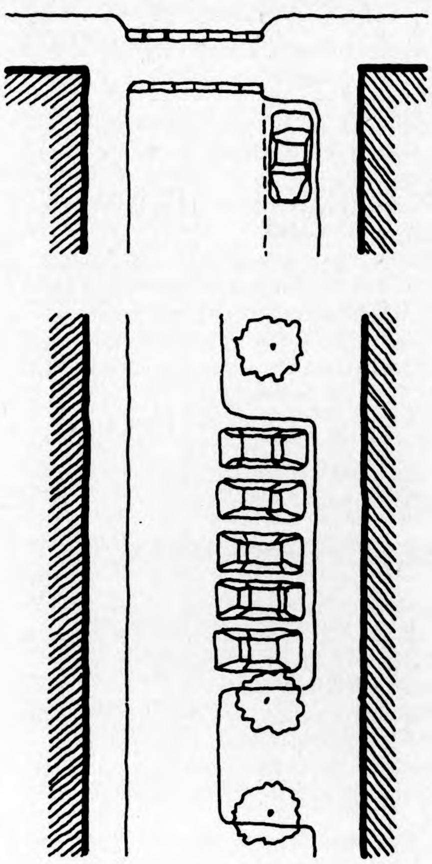
- Die Fußgänger-Überwege werden zusätzlich markiert: mit farbig abgehobener Pflasterung oder mit Ornamenten (variierende Straßenpflasterung).
- Die Bereiche vor den Haustüren werden durch Pflasterungen in die Straße hineingezogen, so daß der Autofahrer unsicher wird, ob er auf der Fahrstraße oder über den Bürgersteig fährt.
- Die Fahrstraße wird mit Mustern und Ornamenten gepflastert, damit der Autofahrer denkt, er befände sich in einem Fußgängerbereich.
- In kurzen Abständen werden Sichtbehinderungen angebracht: Bäume, Ziersträucher, Blumenkästen (mit schlichten Holzeinfassungen), kleine Pfähle, kleine gepflasterte Hügel, Verkehrsinseln mit einem Baum u.a.

Das Prinzip: Wenn der Autofahrer sicher ist, seinen eigenen hindernisfreien Bereich zu haben, „dreht er auf". Wird er psychologisch unsicher gemacht, fährt er automatisch langsam.

Beispiele: Seit 1970 in Delft (vor allem im Westerquartier), heute in vielen niederländischen Städten (u.a. Haarlem, Utrecht, Rotterdam, Amsterdam, Lelystad, Amersfoort). Empfehlung der Arbeitsgruppe „Wohnbereichsstraßen" des Verbandes Niederländischer Gemeinden. Seit 1977 in der BRD in Essen, Bochum, Oberhausen, Stuttgart, Frankfurt, Osnabrück, Bremen, München, Norwich (GB).

ZUGEWINN VON FREIFLÄCHEN DURCH SCHRÄGPARKEN (3.8)

In Wohnstraßen ist nicht einsehbar, warum die Straßenfläche zwei Fahrspuren breit ist. Eine Fahrspur kann leicht umgewandelt werden: zu einer platzartigen Erweiterung des Bürgersteiges. Dort wird Spielfläche gewonnen. Oder Abstellfläche für Fahrräder. Oder Bewegungsfläche für Fußgänger und für Leute, die miteinander reden (vgl. die Wirkung der alten, sehr breiten Berliner Bürgersteige). Oder für Baumbepflanzung.



Oder Blumenbeete in schlichten Holzeinfassungen (keine Betonorgien! oder Ausstellungen von Kunststoffprodukten!).

Nun müssen auf der Straße auch Fahrzeuge zum Parken untergebracht werden. Jeder Fünfte besitzt ein Auto (statistischer Durchschnitt 1:4; Firmenwagen und Lkw's stehen anderswo) — d.h. es müssen große Mengen von Autos untergebracht werden. Meist stellen sie links und rechts die gesamte Straße voll. Um den Parkraum in der Länge zu verkleinern, sollen die Autos dadurch gesammelt werden, daß sie schräg oder senkrecht nebeneinandergestellt werden. Sie können dann zu „Paketen" zusammengefaßt werden. Dadurch bleibt ein Teil der zweiten Fahrbahn für die platzartigen Erweiterungen des Bürgersteiges frei.

Wenn man die schrägparkenden Fahrzeug-Pakete wechselnd links und rechts an der Straße anordnet, zwingt man die Autofahrer zum Kurvenfahren, d.h. zur Verlangsamung ihres Tempos.

Die parkenden Fahrzeuge können teilweise dem Blick entzogen werden, wenn man auf die vorgezogenen kleinen Flächen, die die Straße einengen bzw. die Buchten bilden, Bäume oder Sträucher pflanzt.

Lerer Parkraum kann auch zum Spielen verwandt werden.

Beispiele: Niederländische Städte.

Literatur:

- C.F.H. HEIMESSEN, Het spelende Kind in en bij de woning. T.H. Delft, afdeling bouwkunde. Delft 1972.
- Verslag van de Verkeerstechnische Leergang 1973. Verkeren in nieuwe en oude wijken. K. Havinge. Koninklijke Nederlandse Toeristenbond ANBW. 1973.
- Verkeersleefbarheid in steden en dorpen. Interimrapport van een interdepartementale werkgroep. 1974 (248 Seiten).
- Jeugd en wonen. Richtwaarden voor een menselijk woongebdied. Stichting Ruimte voor de Jeugd. 's-Gravenhage 1974.
- K. HAVINGA/J.W. BAKKER, Straten, woonerven of straten-met-drempels: Verkeerskunde (ANBW) 5/1975.
- Woonerven. Rapport van de Werkgroep woonerven van de Vereniging van Nederlandse Gemeenten. 's-Gravenhage 1975.
- J.W. BAKKER/D. ten GROTENHUIS/ K. HAVINGA/M. de JONG, De voetganger in de stad Delft: Verkeerskunde (ANBW) 5/1975.
- Rüdiger LINDE/Edgar STREICHERT, Sicherheit für den Fußgänger. Vorschläge für die kommunalen Bemühungen um die Verkehrssicherheit. Ergebnisse und Schlußfolgerungen aus dem Städtewettbewerb 1975. Herausgeber: Bundesminister für Verkehr und ADAC München. O.O. und J.
- Roland GÜNTER/Manfred SCHOMERS. Sackstraßen, Tempo 30, Verlangsamung des Autoverkehrs durch Schrägparken, Straßenmöblierung und Schwellen — Maßnahmen zur Verbesserung der Lebensqualität in Wohnvierteln. Werkbund Materialien-Dienst. Verkehr in Wohngebieten (Rosenstraße 19, 4 Düsseldorf 30). 1976.
- Roland GÜNTER/Manfred SCHOMERS, Sackgassen: Werk und Zeit 25, 1976, Nr. 2 (Kurzfassung des vorgenannten Materialien-Dienstes).
- S. SCHEPEL/B. VISSER, Woonerf: Verscheidenheit op straat: Plan, maandblad voor ontwerp en omgeving 4/1976, S. 24/33.
- C. VISSER, Woonerf, oase van groen, maar ook van veiligheid? : Verkeerskunde (ANBW) 6/1976.
- Max EICHENAUER/Edgar STREICHERT/ Hans Henning WINNING, Stadtstraßen — Tradition und Erneuerung: Baumeister 6, 1977, S. 566/70 (Verkehrsverlangsamung u.a.).
- Woonerven in Eschede. Evaluatie van een experiment. Sociografisch en Statistisch Bureau gemeente Enschede. 1976.
- Stadt Frankfurt (Herausgeber), Verkehrsberuhigte Zonen in Frankfurt am Main. (Stadt Frankfurt) Frankfurt 1977.
- Konrad PFUNDT/Volker MEWES/Reinhold MAIER, Verkehrsberuhigung in Wohngebieten. Modell Köln. Mitteilungen der Beratungsstelle für Schadenverhütung Nr.14 (HUK). Köln 1977.
- ADAC, Sicherheit für Fußgänger II. Verkehrsberuhigung. Erfahrungen und Vorschläge für die Verkehrsplanung in Städten und Gemeinden und Schlußfolgerungen aus dem Städtewettbewerb 1977. Herausgeber: Bundesminister für Verkehr Bonn und ADAC München. O.O. und J.
- Fußgängerstadt. (Callwey) München 1977 (Sammelband).
- Rapport van de Provinciale planologische dienst in Zuide Holland (12 Planstudien u.a. Wohnbereichsstraßenanlage).

Auskünfte über niederländische Verkehrsverlangsamungs-Maßnahmen:

- Ministerie van Verkeer, afdeling Voorlichting, Plesmanweg 1/6, den Haag; Tel. 0031-70-747474
- Gemeente Delft, afdeling Voorlichting, Stadhuis, Markt, Delft; Tel. 0031-15-133 111.
- Koninklijke Nederlandse Woeristenbond ANBW, Verkeersafdeling, postbus 2200, Den Haag; Tel. 0031—70—26 44 26.
- Stop de Kindermoord, Postbus 5058, Amsterdam; Tel. 0031-20-799505.
- Nederlandse Vereniging Bescherming Voetgangers, Passage 61, Den Haag; Tel. 0031-70-450008.

RADWEGE (3.9)

Die Niederlande haben ein umfangreiches Radwege-Netz. Die Planung von Radwegen gehört dort zum ebenso selbstverständlichen Standard der Verkehrsplanung wie die Fahrbahn fürs Auto.

Überall, wo eine Straße nicht zu einer Wohnstraße oder ähnlichem verändert werden kann, besteht die unabdingbare Notwendigkeit, Radwege anzulegen.

Teilweise kann dies auf Bürgersteigen geschehen – wichtiger aber ist es, die Fahrbahn zugunsten von Radwegen schmaler zu machen.

Wo ein Radweg nicht eigens befestigt und mit einem Randstein abgeschirmt wird, kann man ihn gegen Autos relativ günstig dadurch abschirmen, indem man anstelle der weißen Linie Serien von Rüttelköpfen mit Katzenaugen in den Asphalt schlägt – wie an Autobahn-Baustellen.

Literatur:
Grote fietsatlas van Nederland. Een uitgave in samenwerking met de stichting: fiets! en de Koninklijke Nederlandse Toeristenbond ANBW. (Kosmos) Amsterdam/(Kluwerpers) Utrecht 1975 (Geschichte, Technik, Radwege in den Niederlanden; vorbildliches Werk).
Initiative: Fahrradinitiative Kassel. c/o Bernhard Dingwerth, Richtweg 19, 35 Kassel.

BRUNNEN (3.10)

Wasser ist ein wichtiges und teures Gut, das Geld kostet und mit dem man nicht verschwenderisch umgehen darf. Dennoch ist es leicht, einen Brunnen anzulegen. Schon ein kleines Becken läßt sich so benutzen, daß das Wasser mit einer kleinen Umwälzpumpe (Waschmaschinenmotor) wiederbenutzt und so gut wie keinen Zufluß benötigt (kein Trinkwasser!).

Springbrunnen und Sprühbrunnen haben eine wichtige psychologische Wirkung: wenn das Auge dem hoch und auseinandersprühenden Wasser folgt, entspannen sich die Augenmuskeln und es tritt als Folge eine psychische Entspannung ein.

Gleichbleibendes Plätschern beschäftigt, ohne anzustrengen – dadurch beruhigt es.

DIE MÖBLIERTE STRASSE (3.11)

Wenn die Bewohner der Straße die Verminderung des Verkehrs durchgesetzt haben, können sie ihre Straße freundlicher machen, indem sie sie möblieren.

- Vor jedem Eingang wird eine Bank aufgestellt.
- Vor der Hausfront werden Blumen angebracht:
  - im Boden eingelassen,
  - auf den Boden gestellt,
  - in Brusthöhe oder höher an die Hauswand gehängt,
  - am Haus hochrankend
  - an Drähten die Straße überspannend (in genügender Höhe!).
- Fahrradständer.
- Spielgeräte.
- Individuelle Verbesserung von Türen, Fenstern, Anstrich u.a.

Am besten planen die Bewohner diese Aktion gemeinsam. Sie können ein Straßenfest damit verbinden, das zur Institution wird – und den Bestand einer Straßengemeinschaft emotional sichert.

Beispiel: Westerquartier in Delft.

TONNE (3.12)

Beispiel: Halbierte Tonnen werden in Amsterdam auf vielfältige Weise zur Straßenmöblierung benutzt.

Man malt sie an, füllt sie mit Sand, Erde und Torf, bepflanzt sie mit Blumen und stellt sie auf:

- zum Absperren von Fußgängerflächen gegen die Autos,
- zum „Wohnlichmachen" einer Straße.

Solche Tonnen kann man sich leicht bei Industrie-Unternehmen, bei Altmaterialhändlern oder auf Abfallplätzen besorgen. Sie können bemalt werden, auch von Kindern. Sie sind beweglich.

Wenn die Polizei sie abtransportiert, stellt man die nächsten hin – so lange, bis die Obrigkeit die sozialen Bedürfnisse der Straßenbenutzer respektiert.

BEWEGLICHE ABSPERRSCHILDER (3.13)

Jeder kann sich bewegliche Absperrschilder bauen: mit einem Zement-Sockel (wie beim Sonnenschirm, aber größer), einer Stange und einem Schild.

Man kann sie für die Sperrung der Wohnstraße bei Straßenfesten und zu anderen Ereignissen benutzen, aber auch zur Sperrung von Park- oder Bürgersteigflächen.

BALANCIER–STRECKE (3.14)

Bei kleinen Kindern kann man häufig beobachten, daß sie jede Möglichkeit nutzen, auf einem Baumstamm oder auf einer Mauer zu laufen. Sie entwickeln, üben und verfeinern damit ihren Gleichgewichtssinn und damit ihre Reaktionsfähigkeit, ferner ihre Muskeln und Sensibilität.

Im Wald sieht man nicht selten, daß sich Erwachsene ähnlich verhalten. Viele Sportarten erfordern – in anderem Zusammenhang – vergleichbare Fähigkeiten.

Das Funktionieren des eigenen Körpers wird nicht nur als Erfolg erlebt, es ist nicht nur ein Schutz vor Gefahren, sondern es wird noch als vitaler sinnlicher Vorgang lustvoll genossen.

In jeder Straße läßt sich mit Leichtigkeit eine Balancier-Strecke für jedermann einrichten: mit einigen Pflastersteinen, die in unterschiedlichen Abständen aneinandergereiht sind, mit Klötzen und mit Balken bzw. einem Baumstamm.

Beispiele: siehe Bauwelt 26/1976; 21/1977, Abb. S. 686.

Literatur: Klaus SPITZER/Janne GÜNTER/Roland GÜNTER, Spielplatzhandbuch. Ein kritisches Lexikon. (VSA) Westberlin 1976 (mit vielen Stichworten, praktischen Hinweisen und Literaturangaben).

SPIELZONE (3.15)

Die besten Möglichkeiten haben Kinder überall dort, wo ihre gesamte Umwelt ein Spielbereich ist. Der Spielplatz hingegen ist der Ausdruck der Ghetto-Situation, in die die Kinder gebracht werden. Der schönste Spielplatz (welcher ist schon schön?) kann nicht vergessen lassen, daß er Ausdruck einer zerstörten Umwelt ist.

Immer noch ein eingegrenzter Bereich, aber bereits komplexer als ein Spielplatz ist die Spielzone. Man kann sie leicht herstellen, wenn ein kurzer Straßenabschnitt (rund 100 m), etwa in der Länge eines Fußballplatzes, für den Verkehr gesperrt wird und diese Fläche mit Spielgeräten und Spielsituationen gestaltet wird.

Beispiel: Rund um die Kirche St. Josef in Krefeld (eingerichtet von der Bürgerinitiative gleichen Namens).

SPIELWAND (3.16)

Auf jeder ruhigen Straße und auf Freigelände lassen sich kleine Spielwände aufstellen.

Die glattgeputzte Seite kann man fürs Ballspielen verwenden (Torwand), die unverputzte Seite sollte vorstehende Backsteine zum Klettern und Stufen haben. Auf einem kleinen Podest können die Kinder auch Theater spielen. Eine viereckige Öffnung eignet sich zum Kasperle-Spielen oder Durchgucken. Man kann auch einen Korb an einer Stange zum Hineinwerfen aufstellen (für Basketball-Training).

KINDER–ZOO (3.17)

Auf einer gut beaufsichtigten Freifläche (Einsicht von vielen Wohnungen!) im Ortsteil Bickerseiland in Amsterdam bauten sich die Bewohner Ställe für Tiere.

- Die Kinder gehen oft hin und füttern die Tiere.
- Sie lernen Sorgeverhalten und damit, daß das Leben kontinuierliche Fürsorge nötig hat.
- Sie lernen weiterhin, das Verhalten von Tieren zu beobachten.

Beispiele: In Arbeiter-Siedlungen des Ruhrgebietes gibt es ähnliche Ställe, die eine Familie in gewisser Weise der Nachbarschaft zur Verfügung stellt.

BOCCIA–BAHN (3.18)

Wer sich in Frankreich und Italien auskennt, weiß, daß die Boccia-Bahn kein modischer Spielplatz ist, sondern der Treffpunkt vieler kleiner Gruppen aus der Bevölkerung.

Eine Boccia-Bahn kann man sich leicht selbst herstellen. In ihrer einfachsten Form besteht sie aus gestampfter Erde.

Vorbereitende oder ergänzende Literatur zum Straßenverkehr

- Jane JACOBS, Tod und Leben großer amerikanischer Städte. Gütersloh 1969⁴, S. 57 ff. (zuerst: 1964; Straßenleben).
- Ulrich CONRADS, Architektur – Spielraum für Leben. München 1972. Hans HITZER, Die Straße. Vom Trampelpfad zur Autobahn. (Callwey) München 1973.
- Gerhard GROSS/Roland GÜNTER, Verkehrsentwicklung: Werk und Zeit 3/1973 (knapper historischer Überblick).
- Die Straße – Form des Zusammenlebens.

- Ausstellungskatalog Kunsthalle Düsseldorf. 2 Bände. Düsseldorf 1973. (Zuerst: Abbemuseum Eindhoven; Leben auf der Straße.)
- C., K., P. DELLEMANN, J., R. GÜNTER, W. NOTHDURFT, D., K. SCHLEGTENDAL, A.M. SPORLEDER, Burano. Eine Stadtbeobachtungsmethode zur Beurteilung der Lebensqualität. (Forschungsstelle Eisenheim) Oberhausen 1976[3] (zuerst: 1972; Tätigkeitenkartierung im Freiraum, Verhaltensbeobachtung).
- Klaus SPITZER/Janne GÜNTER/Roland GÜNTER, Spielplatzhandbuch. Ein kritisches Lexikon. (VSA) Westberlin 1975. (Statt Kinderghettos wird eine bespielbare Umwelt gefordert. Praktische Anleitungen.)
- Straße. Das Gesicht unserer Stadt. Ausstellungskatalog Heidelberger Kunstverein u.a. Heidelberg 1975 (Foto-Sammlung).
- Rudolf MENKE, Stadtverkehrsplanung. (Kohlhammer) Stuttgart 1974. (Kritisches Standard-Werk.)
- Günther KOKKELINK/Rudolf MENKE, Die Straße und ihre sozialgeschichtliche Entwicklung – ein Gespräch: Bauwelt 66, 1977, Nr. 12 (Stadtbauwelt 53), S. 344/58.
- Thomas KRÄMER-BADONI/Herbert GRYMER Marianne RODENSTEIN, Zur sozio-ökonomischen Bedeutung des Automobils. (Suhrkamp) Frankfurt 1971 (Standard-Taschenbuch).
- Jürgen DAHL, Der Anfang vom Ende des Autos (Langewiesche-Brandt) Ebenhausen 1972.
- Hans DOLLINGER, Dit totale Auto-Gesellschaft. (Hanser) München 1972.
- Bürgerinitiative Westtangente Berlin e.V., Stadtautobahnen. Ein Schwarzbuch zur Verkehrsplanung. Berlin 1976. (Erhältlich: Cheruskerstr. 10, 1000 Berlin 62; ausgezeichnete Analysen und umfangreiches Material.)

Literatur über Nachbarschaft

- Bernd HAMM, Betrifft: Nachbarschaft. Verständigung über den Inhalt und Gebrauch eines vieldeutigen Begriffs. (Bauwelt-Fundamente 40) Düsseldorf 1973 (mit Literaturübersicht).
- Reimer GRONEMEYER/Hans-Eckehard BAHR (Herausgeber), Nachbarschaft im Neubaublock. Empirische Untersuchungen zur Gemeinwesenarbeit, theoretische Studien zur Wohnsituation. (Beltz) Weinheim 1977.
- Janne GÜNTER, Leben in Eisenheim. (Beltz) Weinheim 1979.

Kontaktadressen:

- Arbeitskreis Verkehr im Landesverband Bürgerinitiativen Umweltschutz Nordrhein-Westfalen c/o Willi Becker, Bahnhofstraße 4, 4272 Kirchhellen; Tel. 02045–6449. (Kritische Verkehrsplanung, Lärmmessung und Lärmschutz; Leitung des Expertengremiums: Prof. Volker Sperlich, Lohbecker Berg 19, 433 Mülheim, Tel. 0208–382180.
- Arbeitskreis Verkehr im Landesverband Bürgerinitiativen Umweltschutz (LBU) Berlin. c/o Helga Reichardt, Rabbestr. 1, 1000 Berlin 49; Tel. 030–7424345.
- Bürgerinitiative Westtangente e.V., Berlin Cheruskerstraße 10, 1000 Berlin 62. Tel. 030–7815705 oder 030–6911510.
- Bundesverband Bürgerinitiativen Umweltschutz e.V. (BBU), Schliffkopfweg 31a, 7500 Karlsruhe 21. Tel. 0721–574477.
- Gesellschaft für rationale Verkehrspolitik. c/o Werner Kammer, Bromberger Str. 5, 4000 Düsseldorf-Reisholz, Tel. 0211–741507
- Kuratorium Humane Verkehrstechnik e.V. c/o Dr. Jürgen Blomeyer, Begasweg 20, 8000 München 71.
- Dr. Rudolf Menke, Stettiner Str. 41a, 3014 Laatzen 3
- Dr. Heiner Monheim, Bundesforschungsanstalt für Landeskunde und Raumordnung. Michaelstr. 8, 5300 Bonn-Bad Godesberg. Tel. 02221–826–1; Kurfürstenstraße 13, 5300 Bonn 1.
- Dr. Rolf Monheim, Geographisches Institut der Universität Bonn.

4. Häuserblock (Siedlung)

DENKMALSCHUTZ/STADTBILDPFLEGE/SCHUTZZONE (4.1)

In den letzten Jahren hat sich die Theorie und Praxis des Denkmalschutzes unter dem Druck von Bürgerinitiativen und fortschrittlichen Experten so ausgeweitet, daß sie sozial und anschaulich komplex funktionierende Bereiche häufig unter Schutz stellte. An die Stelle des Schutzprivileges für hehre Denkmäler tritt mehr und mehr der *soziale Stadtbereichsschutz*. Viele Vorstadtstraßen haben nun eine Chance.

Aber es geht nicht allein um den Schutz von Fassaden, sondern auch um den Schutz von Situationen, in bestimmten Siedlungsbereichen vor allem um den Schutz von Menschen (in Arbeitersiedlungen u.a.). Und: um das Bewußtsein, mit Gelungenem sorgfältig umzugehen und es nicht leichtfertig zu zerstören.

In den geschützten Bereichen sind in Räumen, Bauten und Objekten Erinnerungen gesammelt, die die Gegenwart komplexer machen.

Informationen verbaler, zeichnerischer und fotografischer Art sollen das Bewußtsein dafür schärfen.

Sie sollen auch Zusammenhänge darstellen, die sich zu einer Skizze der Geschichte des übersehbaren Wohnungsbereiches zusammenschließen (Stadtteil-Buch).

Beispiel: Arbeitersiedlung Eisenheim in Oberhausen (Texte von Bewohnern; Geschichtsschreibung nach mündlichen Quellen).

Literatur:

- Roland GÜNTER/Eugen BRUNO, Von der Denkmalpflege zum Schutz der Stadt. Notizen zu einem notwendigen Gesinnungswandel: Archithese 11/1974, S. 30/36.
- Denkmalpflege 1975, Dokumentation der Jahrestagung der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland. (Nidersächsisches Landesverwaltungsamt-Denkmalpflege) Hannover 1976. (Darin: Rechtsfragen, Stadt als Denkmal.)
- Janne und Roland GÜNTER, Architekturelemente und Verhaltensweisen der Bewohner. Denkmalschutz als Sozialschutz. In: Ina;Maria Greverus, Denkmalräume – Lebensräume = Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung Neue Folge 2–3/ 1976 (Schmitz) Giessen 1976, S. 7/56. (Sonderdrucke beim Deutschen Werkbund, Alexandraweg 26, 61 Darmstadt.)

FESTPLATZ (4.2)

Quartierfeste oder Straßenfeste gehören zu den wichtigsten Ereignissen der Stadtteil-Kultur. Sie können auf einer Wiese oder in einer (dafür gesperrten) Straße stattfinden.

Miet-Zelte sind nicht billig, können aber durch Ausschank gut finanziert werden. Man kann auch Planen über die Straße spannen (hoch genug – wegen der Feuerwehr-Durchfahrt).

Beispiele: Arbeitersiedlungen Mausegatt (Mülheim-Heissen) Eving (Dortmund), Rheinpreussen (Duisburg-Homberg), Bickerseiland und andere in Amsterdam, Kreuzberg in Berlin.

SPORTBEREICH

Für den Sport gibt es in jedem Wohnbereich viel mehr Möglichkeiten als man gemeinhin annimmt, wenn man den Verkehr aus den Straßen heraushält.

Auf breiten Wohnstraßen lassen sich eingezäunte kleine Bolzplätze anlegen.

Ein Volleyball-Platz benötigt nicht viel Raum. In das Pflaster kann man die Halterungen für zwei Stangen anbringen, die das Netz tragen. Zwei rückwärtige Zäune sollten hinzukommen.

An Mauern können Kinder das genaue Pässe-Schlagen und Tore-Schießen fürs Fußballspiel lernen.

Parkplätze auf Betriebsgelände lassen sich am Wochenende als Tennis-Plätze benutzen. Wenn man in zwei liegende Reifen Beton füllt und in der Mitte eine Stange anbringt, hat man die Vorrichtung, die das Netz trägt. Auf dem Asphalt kann man – entlang einer Schnur – mit weißer Farbe leicht Linien ziehen.

Beispiel: Firma Francke & Co Balingen-Weilstetten.

"BAUBUDE" (4.3)

Die einfachste und billigste Möglichkeit, einen – wenn auch kleinen – Treffpunkt zu haben, ist der Kauf einer Baubude. Sie ist meist billig. Man kann sie innen gegen Kälte isolieren und außen farbig anstreichen – auch als Kunstaktion. Wenn die Stadtverwaltung Schwierigkeiten beim Aufstellen macht, muß man sie überlisten.

Die Baubude kann auch als Informationszentrum dienen oder als Kinderhaus.

VOLKSHAUS (4.4)

Die Arbeiterbewegung hat als Bewegung unterdrückter Volksschichten stets erfahren, daß man ihr verwehrte, sich zu treffen. Sich zusammenzutun – das hieß immer: sich gegenseitig zu festigen, sich Mut zuzusprechen, sich gegenseitig anzuregen und zu entwickeln. Daher gehört die Idee, Volkshäuser zu haben, seit jeher zu den wichtigsten Vorstellungen der Arbeiterbewegung.

Wo die Organisation der Arbeiterbewegung in bürokratischen Strukturen erstarrte, schuf sie Bürgerhäuser oder Stadthallen: statt sich selbst verwalten zu können, werden die Bewohner von der Stadtverwaltung oder von einem kommerziellen Unternehmen verwaltet. Die Stadtverwaltung setzt sich selbst mit dem Bürgerhaus oft genug ein Denkmal. Und: sie zentralisiert den Treffpunkt in die Stadtmitte.

Den Bedürfnissen der breiten Bevölkerung entspricht jedoch nicht das repräsentative, teure, zentralistische Bürgerhaus, sondern das selbstverwaltete, unrepräsentative, dezentralisierte Volkshaus in jedem Stadtquartier.

Ein Bürgerhaus kostet außerordentlich viel Steuergeld: Jeder Angestellte im Jahr 40.000 bis 60.000 DM. Das Volks-

4. Häuserblock (Siedlung)





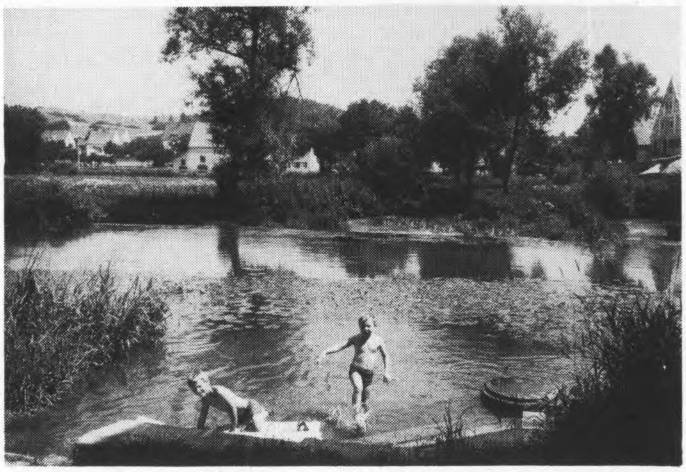












haus im Vorort kann ohne feste Angestellte auskommen.

Die Arbeit im Volkshaus machen Freiwillige, oft Rentner, die dadurch eine Aufgabe erhalten.

Das Volkshaus sollte den Kneipen keine Konkurrenz machen. Aus diesem Grund und um Kosten und Aufwand zu senken, ist es nur an bestimmten Tagen und dann nur von 16 bis 23 Uhr geöffnet (ausnahmsweise länger oder kürzer).

Die Finanzierung geschieht über den Ausschank (Vorsicht mit harten alkoholischen Getränken!). Oder teilweise über Beiträge. Eintritt wird nur zu bestimmten Veranstaltungen erhoben. Löcher im Etat können durch Erlöse aus Festen gestopft werden.

Es empfiehlt sich, einen Verein zu gründen (um dadurch Haftungsrisiken eng zu begrenzen). Die Haftpflicht-Versicherung ist billig.

Im Volkshaus finden Vollversammlungen, Ausschuß-Sitzungen, Schulungen, Arbeitskreise, Diskussionen, Filmveranstaltungen, Theater, Feste, Vorlesungen und Vorträge sowie Ausstellungen statt.

Beispiele: Italienische Orte, Arbeitersiedlungen Eisenheim (Oberhausen) und „Negerdorf" am Kanal (Lünen).

OFFENE KULTUR-WERKSTATT/ QUARTIER-WERKSTATT (4.5)

Kultur beginnt nicht oberhalb des Alltags, sondern im Alltag selbst. Sie wird nicht nur mit dem Kopf gemacht, sondern ebensosehr mit den Händen.

- In der Werkstatt wird an Erfahrungen und Kenntnisse aus dem Arbeits- bzw. Handwerksbereich angeknüpft.
- Vor allem für Arbeiter eröffnet sich hier die Chance, eine Kultur von unten, eine eigenbestimmte Kultur zu entwickeln, die aus der eigenen Sozialisation hervorgeht und nicht von oben aufgesetzt ist.
- Diese Kultur wird in einem gemeinsamen Arbeitsprozeß geschaffen.
- Sie entwickelten sich in sinnlicheren Formen als die „offizielle" Kultur.

Zu einer Werkstatt gehören: eine Tischlerei, eine Schlosserei, eine Auto- und Motorradwerkstatt, eine kleine Druckerei (Medien-Werkstatt), ein Fotolabor, eine Graphik-Werkstatt, eine kleine Bibliothek mit Lese-Ecke, Ausstellungsmöglichkeiten an den Wänden, ein Materiallager, ein Hof (zur Arbeit im Freien).

Die Werkstatt kann in einem leerstehenden Laden, in alten Waschhäusern von Arbeitersiedlungen, in Baubuden oder in einer nicht mehr genutzten Fabrik entstehen.

Sie wird stundenweise geöffnet (16 bis 21 Uhr, ausnahmsweise länger oder kürzer). Tagsüber kann u.U. ein einzelner oder eine kleine Gruppe professionell, d.h. zum Lebensunterhalt in ihr arbeiten (z.B. Karosserie-Schweißen, Schmiede, Autoreparatur). In Kursen können in systematischer Arbeit Qualifikationen erworben werden (auch mit VHS-Unterstützung).

Notwendig sind eine Hausordnung sowie eine ständige Betreuung durch Facharbeiter.

Produkte der Werkstatt sollten auch im Quartier verwandt werden: Bänke vor den Häusern, Vordächer, Kinderspielgeräte, Plastiken, Einrichtung des Volkshauses u.a.

In der Werkstatt können auch alte Möbel wieder aufgearbeitet werden.

Beispiele: Mottenburg in Hamburg-Altona, Eisenheimer Werkstatt und Ruhr-Werkstatt in Oberhausen.

Jedes Pfarrhaus, Jugendhaus, Bürgerhaus, Gastarbeiter-Zentrum, Kommunikationszentrum sollte eine Werkstatt einrichten.

LAGERPLATZ FÜR BAUMATERIALIEN (4.6)

Baumaterial ist wertvoll und sollte daher nicht weggeworfen werden. Häufig kann man es wiederverwenden, vor allem, wenn man kein Geld oder nur wenig Geld hat.

Lagerplatz: in einer alten Fabrik, auf Brachland, in einem vorhandenen oder selbstgebauten Schuppen im Garten.

Gruppen sammeln Material bei Hausabrissen, Modernisierungen und beim Aufreißen alter Straßen (Straßenpflaster).

Eine kleine Gruppe, die den Lagerplatz verwaltet, hört sich um, wo etwas passiert und telefoniert von Zeit zu Zeit mit der Straßenverwaltung im Rathaus, um Straßenmaterial zu erhalten.

Transport: ausgeliehene Bully, Lkw, Trecker mit Anhänger vom Bauern, Handkarre, Lieferwagen.

Das Material wird gegen einen Unkostenbeitrag oder eine Spende weitergegeben.

Beispiele: Gartenstadt in Baden-Baden, Arbeitersiedlung Eisenheim.

KOMPOSTIERUNGSANLAGE (4.7)

In Bereichen mit viel herbstlichem Gartenlaub und Gartenabfällen kann man solchen Müll sinnvoll verwenden: in einer Kompostierungsanlage wird er zu wertvoller Gartenerde für Gärten, Vorgärten und Blumentöpfe verwandelt.

Früher hatte nahezu jedermann einen Komposthaufen, d.h. er kannte das Verfahren.

Die Kompostierungsanlage kann von einem oder von zwei Rentnern betrieben werden. Sie können die Gartenerde auch verkaufen und den Erlös als Aufbesserung ihrer Rente benutzen.

Kontaktadresse: Klaus Renken, Weierstraße 17, Tel. 02241-60773.

INFORMATIONSSCHILDER (4.8)

In einer Kultur, die inzwischen außerordentlich stark aufs Lesen eingestellt ist, muß es als Anachronismus wirken, daß es über die eigene Stadt und das Stadtviertel oder den Block so gut wie keinerlei geschriebene, öffentlich lesbare Information gibt, es sei denn Straßenschilder und die Werbung von Geschäftsleuten.

Mit neuen und nicht teuren Techniken ist es möglich, auch die Geschichte und Spezifik eines Blocks oder einer Siedlung auf Schildern darzustellen. Oder in Form von Wandmalereien.

5. Stadtquartier/Stadtteil

DEZENTRALISIERUNG VON INFRASTRUKTUR-EINRICHTUNGEN (5.1)

Die Menschen lernen am intensivsten im Alltagsleben, nicht in Lern-Institutionen. Bevor das Kind zur Schule geht, ist es rund 6 Jahre in der offensichtlich lernfähigsten Zeit seines Lebens, im häuslichen und nachbarschaftlichen Alltag. Vor und um die Lern-Institutionen herum liegt ein Lernfeld (Sozialisationsbereich), der -zigfach so umfangreich und weitaus komplexer ist als die Schulen.

Die sozialdemokratischen Wohlfahrts-Formeln stehen im Widerspruch zu allen komplexen Erkenntnissen. Sozialdemokratische Politik reduzierte das Problem des Kinderspielens weitgehend auf das Kinderghetto „Spielplatz", das Lernproblem auf das Lernghetto „Schule", der die Schulpolitik bislang nur technokratische Neuerungen, aber kaum soziales Lernen einfügte, das Freizeitproblem auf das Freizeitghetto „Volkspark" und „Freizeitanlage" bzw. „Freizeitpark", das Altenproblem auf das Altenghetto „Altersheim", das Problem der körperlichen Entfaltung auf das Ghetto „Sportanlage" (Sportplatz, Turnhalle, Schwimmbad), das Wohnproblem auf das Wohnghetto der neuen teuren Hochhaus-Heimat.

Diese Verkürzung von Problemen kam der profitablen Verwertung der entsprechenden Kapitalien zugute. Derartige Zusammenhänge öffnen die Augen für den Opportunismus der Sozialdemokratie, die den nächtigen Bauinvestitions-Interessen — bewußte oder unabsichtliche — Zulieferdienste leistete. Für die dermaßen wohlfahrtsversorgte, aber von der Mitsprache ausgeschlossene Bevölkerung wirkte sich diese Verkürzung wichtigster Probleme zu Ghettos als materielle und soziale Gewalt aus.

Es ist unsere Aufgabe, durch Protest, Aufklärung und Gegenorganisation das Alltagsfeld wieder entwickeln zu helfen, damit in ihm komplexes Lernen stattfinden kann.

Je zentralistischer die Institutionen der Infrastruktur angelegt werden, desto krasser grenzen sie sich aus dem Alltagsleben aus. Wenn sie lernwirksam sein sollen,müssen sie daher wieder so weitgehend wie möglich dezentralisiert werden.

Dies gilt besonders für Kindergärten, Grundschulen, Kinderhäuser, Volkshäuser, Werkstätten, aber auch für Verwaltungsstellen.

STADTTEILBÜRO (5.2)

Stadtteilbüros werden stundenweise geöffnet. Hier treffen sich Projektgruppen der Bevölkerung. Verwaltungsleute und u.a. von Bewohnern vorgeschlagene Experten beraten die Bevölkerung. Die Bauorganisation von Renovierungen, Modernisierungen und Neubauten wird besprochen: gemeinsame Planung, gemeinsamer Materialeinkauf, gegenseitige Hilfe. Die Anzahl der Büros muß im positiven Verhältnis zur Größenordnung der Bevölkerung stehen, damit wirkliche Arbeit möglich ist.

ÖKOLOGISCHER BERATUNGSDIENST (5.3)

Im Stadtteilbüro findet zu bestimmten Zeiten ein Beratungsdienst zur Verbesserung der Ökologie statt. Denn: viele Bewohner kennen sich nicht gut aus und haben gezielte Informationen nötig.

Der festangestellte Ökologe geht auch durch den Stadtteil, schaut sich um, spricht mit Leuten und macht von sich aus Verbesserungsvorschläge.

Solange sich die Stadtverwaltung sträubt, einen Ökologen anzustellen, – er kann auch einen Planungsvertrag mit Stundenhonorar erhalten – springt die Selbstverwaltung der Bewohner ein.

Die Leute werden beraten über höherwertige Bepflanzung, den ökologisch günstigeren Umgang mit Baustoffen und Erde, über die Rekultivierung von Brachland, aber auch über die Verringerung von Emissionen.

Zugleich kann der ökologische Berater in Schulen eingesetzt werden. Er gibt dort Unterrichtsstunden über Ökologie und Wohnwerte sowie über die Wohnumfeld-Verbesserung – konkret auf den Stadtteil bezogen.

Kontaktadressen: über Bundesverband Bürgerinitiativen Umweltschutz e.V. (BBU), Schliffkopfweg 31a, 7500 Karlsruhe 21; Tel. 0721-574477.

FÖRDERUNG VON HANDWERKEN UND SOZIALEN DIENSTLEISTUNGEN (5.4)

In den letzten zehn Jahren entstanden durch industrielle Strukturveränderung außerordentliche Defizite im Bereich handwerklicher und sozialer Dienstleistungen, weil deren Träger sich zu unwirtschaftlichen Betriebsgrößen erweiterten und dann aufgaben oder ihre Produktivität durch Überspezialisierung im Spektrum einschränkten. Es läßt sich jedoch leicht nachweisen, daß solche Dienstleistungen keineswegs ökonomisch unattraktiv und damit unerfüllbar sind.

Oft genügen einige Hilfen, damit sie sich in einem Stadtviertel wieder entwickeln können: die Vermittlung mietgünstiger Räume, Mietzuschüsse, eine bestimmte Auftragsgarantie, geringfügige Zuschüsse oder Überbrückungs- bzw. Einrichtungshilfen, eine vernünftige Umschulung und Disposition Arbeitsloser, die Aufforderung an qualifizierte Facharbeiter, sich eine selbständige Handwerkstätigkeit einzurichten; oder es werden Frührentnern Werkstätten zur Verfügung gestellt.

Eine flexibe Verwaltung kann eine differenzierte Infrastruktur im Stadtviertel in kleinen, unbürokratischen Schritten fördern. Sie darf sich dabei nicht vom Geschrei der Lobbies und Handelskammern abhalten lassen, die die Politik der Konzentration aller Produktivität auf große, aber unrentable Betriebsgrößen betreiben – die anschließend enorme Defizite hinterlassen.

KINDERBAUERNHOF (5.5)

Fragt man Kinder, wo sie leben möchten, dann sagen die meisten von ihnen, vor allem die Großstadtkinder: „Auf dem Bauernhof".

Nun kann man Kindern schwerlich Rückwärts-Romantik vorwerfen. Der Grund für ihre Antworten liegt darin,

- daß der Bauernhof – sieht man von bestimmten Mühen der Arbeit ab, welche den Kindern unbekannt sind – ein komplexes Lebensumfeld ist.
- Hinzu kommt, daß der Umgang mit Tieren psychologisch sowohl die Vitalebene der Kinder
- wie auch ihre sorgende Zuwendung,
- ihre Beobachtungsfähigkeit
- und ihre soziale Fantasie herausfordert, weil die Verständigung mit Tieren einerseits einfach, andererseits mangels Sprache schwieriger ist.
- Vor allem werden nichtverbale Fähigkeiten herausgefordert – eine wichtige Kompensation zur herrschenden Überfülle an Verbalität.

Beispiele: In den Niederlanden hat nahezu jede Stadt einen oder mehrere Kinderbauernhöfe, die sich regen Zuspruchs erfreuen. Die Stadtverwaltungen finanzieren sie. Kinderboerderij neben dem Witte Dorp in Rotterdam.

KINDERZIRKUS (5.6)

Ähnlich wie der Bauernhof ist der Zirkus eine urtümliche komplexe Welt, die Kinder faszinieren und motivieren kann, eine Vielzahl sinnvoller Tätigkeiten zu lernen:

- auf Brachland sich eine Manege,
- eine Bühne,
- Hütten als Aufenthaltsräume zu bauen.
- Kostüme zu schneidern, zu tischlern, Zimmerarbeit zu lernen, auch zu schlossern,
- Rollen- und Theaterspiele zu machen
- und Tiere zu halten.

Der Kinderzirkus funktioniert nur unter pädagogischer Betreuung: dadurch entsteht kontinuierliches und qualifiziertes Lernen.

Beispiel: In Unna-Königsborn arbeitet der ev. Pfarrer Alfred Buß mit arbeitslosen Sozialpädagogen, die mit Mitteln des Arbeitsbeschaffungsprogramms finanziert werden.

Literatur: Walter Benjamin schreibt über den Zirkus in einer Rezension des Buches von Ramon Gomez de la Serna, Le cirque. Paris 1927. In: Gesammelte Schriften III (Suhrkamp) Frankfurt 1972, S. 70/72.

BACHUFER, FLUSSUFER, KANALUFER TEICHUFER (5.7)

Ufer sind aus vielerlei Gründen wirkungsvolle Szenerien:

- für Tätigkeiten wie Spazierengehen, Picknicken, Schwimmen, Bootfahren,
- für Spiele von Kindern,
- für Entdeckungszüge von Kindern und Erwachsenen,
- als Räume, in denen man Überblick,
- Blickerweiterung,
- Folgen von Szenerien genießt.

Viele Ufer sind für diese Erlebnisse überhaupt nicht oder nur unzulänglich erschlossen. Bürgerinitiativen sollen daher kleine Projektgruppen bilden, die die Stadtverwaltungen zwingen, die Ufer zugänglich und benutzbar zu machen. Es gibt inzwischen Enteignungsmöglichkeiten für geplante Wege am Ufer. Die Preise für enteignetes Land sind in der Regel nicht hoch, auch der Erschließungsaufwand nicht, da keine Kanäle und aufwendiger Straßen-Ausbau nötig sind.

Für die Bepflanzung der Ufer holt man sich am besten bei Ökologie-Fachleuten Rat.

WASSERBECKEN, TEICH (5.8)

Ein Wasserbecken oder einen Teich anzulegen, ist nicht einfach. Denn ohne Pflege vermoort das Becken, d.h. es wächst zu. Dennoch haben Teiche eine große Anziehungskraft für Kinder wie für Erwachsene.

Im Winter lassen sich Wasserflächen zum Eislauf benutzen.

BRÜCKE (5.9)

Brücken sind seit jeher Orte, die eine vielfältige Prägung besitzen.

- Sie sind eine Grenze,
- die man überschreiten kann,
- aber – so scheint es – nur an dieser Stelle.
- Oft hat man von ihnen eine Aussicht, vor allem, wenn sie gebogen sind – wie z.B. bei Fußgängerbrücken in Englischen Gärten, über Amsterdamer oder venezianischen Kanälen.
- Brücken sind Orte über dem eigentümlichen Medium Wasser.
- Oft faszinieren auch ihre technischen Konstruktionen, indem sie die technische Fantasie bewegen.

Holzbrücken sind nicht teuer. Sie können einen Bachlauf sehr bereichern. Und: seine Erschließung interessanter machen.

EINZUGLIEDERNDE BEREICHE (5.10)

Stillgelegte Bahnhöfe bieten Räume für gemeinsame Nutzungen. Ihr Umfeld besitzt oft interessante Szenerien.

Schulen können nachmittags und abends genutzt werden. Die Schulhöfe können zu Spielgelände verwandelt werden.

GRAUE ZONE (5.11)

Die Bereiche, deren Verfügung, Nutzung oder Aussehen ziemlich unklar sind oder unklar erscheinen, bieten oft vielerlei Möglichkeiten. Kinder nutzen sie am besten.

Beispiele sind: Bahnkörper (der literarisch viel besprochene Bahndamm, die toten Gleise, der stillgelegte Bahnhof),

Brachland, Überschwemmungsgebiete von Flüssen, Baulücken, Ruinen, die Umgebung von Bunkern, auch Industriegelände.

Brachland wird gelegentlich in Eigeninitiative zu Kleingärten umgewandelt. Oft hilft ein benachbarter Bauer, es wieder gartenfähig zu machen.

Manche dieser Bereiche sollte man auch weiterhin ungeplant nutzen. Dadurch behalten sie ihre Vielfältigkeit.

Je mehr man seinen Stadtteil kennenlernt, desto mehr kann man auch dessen ungenutzte Möglichkeiten für sich und für andere erschließen.

INDUSTRIE-GELÄNDE (5.12)

In großen Industrie-Orten bestehen umfangreiche Flächen aus Industrie-Gelände Diese Bereiche sind häufig ökologisch, d.h. von ihrem Bewuchs (der die Arbeitsvorgänge meist nicht stört) unzulänglich angelegt. Meist dominieren die unbepflanzten Erdflächen. Oder der einfache Rasen.

Stadtverwaltungen müssen sich bemühen, durch gezieltes Ansprechen und Beraten der Unternehmen zu erreichen, daß sich die Ökologie auf diesen Industrie-Flächen erheblich verbessert: durch höherwertige Bepflanzung (die keineswegs teuer und pflegeaufwendig sein muß).

Zugängliche asphaltierte Parkplätze können an Wochenenden als Tennisplätze für die Umgebung genutzt werden. Sie werden mit weißen Linien ausgestattet und erhalten ein Netz.

Nicht mehr genutzte Fabrikräume sollten der Bevölkerung zur Verfügung gestellt werden. Die Stadtverwaltung fungiert als Informationsstätte und als Vermittler.

In solchen Räumen können zu bestimmten Zeiten auch offene Werkstätten mit Betreuung betrieben werden.

Betriebe sollen bestimmte Teile ihrer Werkstätten auch an Samstagen — unter Betreuung — für Betriebsangehörige zum Basteln offenhalten.

SCHULGARTEN (5.13)

Neben einer Schule wird ein Garten angelegt, in dem jedes Kind sein eigenes Beet hat, das es betreut. Der Schulgarten wird als Aufhänger für praxisorientiertes Lernen in einigen Fächern benutzt, vor allem für den Biologie-, aber auch für den Deutschunterricht.

NUTZUNGSVERBESSERUNGEN ÖFFENTLICHER FLÄCHEN (5.14)

Die meisten öffentlichen Gebäude wurden mit einer Ideologie gebaut, die vordemokratisch ist. Sie stammt aus dem feudalen oder großbürgerlichen Staatsabsolutismus, der dem Volk die Repräsentationsbauten zum Bewundern einer furchteinjagenden, rituell-mystifizierten Staatsgewalt (ein bezeichnender Begriff!) vorführte, aber nicht zum Benutzen.

In einer entwickelten Demokratie müssen die öffentlichen Bauten und Räume auch der Bevölkerung gehören und (natürlich nach vernünftigen Spielregeln) von allen benutzt werden. Dies ist durchzusetzer

Im Stadtteil macht eine Projektgruppe Vorschläge zur besseren Nutzung öffentlicher Flächen: angefangen von ökologisch sinnvoller Bepflanzung bis hin zur halbprivaten Nutzung, wo der Nutzer als Gegenleistung verpflichtet wird, bestimmte soziale Dienste für die Öffentlichkeit bzw. für bestimmte Gruppen zu leisten. Oder: Flächen werden überdacht, damit sie auch bei Regen benutzbar sind. Oder: sie werden einzelnen oder Vereinen zu gewissen Zeiten für Präsentationen und zum allgemeinen Mitmachen zur Verfügung gestellt.

Ein Benutzerkomitee, in dem Bewohner und Stadtverwaltung vertreten sind, kann diese Flächen verwalten und ist für Termine und Organisation zuständig.

TAUSCHHANDEL (5.15)

In allen Gesellschaften und Gruppen mit entwickelten Kontakten gibt es Tauschhandel in Wohnbereichen — bis heute. Unter bestimmten Bedingungen der Isolierung schrumpft er.

Tauschhandel ist also ein Prozeß. Er hängt ab

- von den Kontaktmöglichkeiten in der Straße und im Quartier
- sowie von den Möglichkeiten, etwas zu machen
- und zu lagern.

Normalerweise ist der Tauschhandel nicht institutionalisiert. Man kann ihm aber verbesserte Möglichkeiten geben, wenn man ihn in einem alten Laden, einer kleinen Fabrik oder in einem Schuppen einrichtet. Am besten steht er in Zusammenhang mit einer Werkstatt und einem Volkshaus.

Beispiel: Heusden-Zolder (Belgien).

KOLLEKTIVER VERKAUFSRAUM (5.16)

In einem alten Laden, Schuppen oder in einer leerstehenden Fabrik kann ein Verkaufsraum angelegt werden, in dem einzelne oder Bürgergruppen Produkte verkaufen: Spielzeug, Schmuck, künstlerische Produkte, stadtteilspezifische Andenken, Geschenkartikel, Bücher, Broschüren, Stadtzeitungen, alternative Zeitungen, Plakate, Postkarten.

Es genügt, den Laden nachmittags von 16 bis 18 Uhr zu öffnen. Er sollte gleichzeitig ein Treffpunkt sein (Kaffee, Tee, nichtalkoholische Getränke). Ein bis drei Personen betreiben ihn.

KOMMUNIKATIONSZENTRUM (5.17)

1968 trafen sich in Oberhausen junge Leute, die der Studentenbewegung nahestanden, mit dem Wunsch, ein Haus zu haben, das sie selbstbestimmt gestalten könnten. Zuerst benutzten sie ein altes Haus, später fanden sie eine kleine, stillgelegte Fabrik und richteten sie her: zu einem Versammlungsraum mit Bühne, Theke, Ausstellungsgelegenheit, Verkauf von Volksblättern, einem kleinen Buchladen (nur zu bestimmten Zeiten geöffnet), Künstlerateliers u.a. Die Kosten für die Miete und Unterhaltung decken sie durch den Erlös aus Getränken. Der Thekendienst wird umschichtig ausgeführt. Um die politische Polizei zu ironisieren, nannten sie das Kommunikationszentrum „Kunstfabrik K 14". Es ist inzwischen die vielfältigste und anregendste Einrichtung der Großstadt Oberhausen — mit einem Programm, das das Kulturprogramm der Stadtverwaltung an Qualität weit übertrifft.

Weitere Beispiele: u.a. Fabrik in Hamburg Altona, Börse in Wuppertal, Eschhaus in Duisburg, AJZ in Bielefeld.

Die Kommunikationszentren haben sich zu einem Verband zusammengeschlossen.

Literatur: Kommunikationszentren. In: Sozialmagazin 12, 1977, S. 22/49.

ORIENTIERUNGSSYSTEM (5.18)

Je größer eine Stadt ist, desto schwieriger kann man sich meist in ihr zurechtfinden. Für viele Stadt- und Verkehrsplaner ist diese mangelhafte Orientierungsmöglichkeit ein Vorwand, um Schnellstraßen oder Stadtautobahnen zu fördern. Soviel Aufwand stellt sich jedoch als absurd heraus, wenn es sehr einfache und billige Möglichkeiten der Orientierung gibt.

Auf großen Schildern am Stadtrand werden klare, einfache und einprägsame Symbole vorgestellt, die sich in ca. 20 cm großen, kreisförmigen, farbigen Feldern befinden. Der Autofahrer folgt ihrem Pfeil bis ins jeweilige Stadtviertel oder zum Objekt.

Innerhalb des *Stadtviertels* kann man weitere neue Symbole ähnlicher Gestalt als Leitfiguren benutzen.

Diese Methode ist weitaus billiger als die übliche Beschilderung. Man kann z.B. an Straßenlaternen mehrere Symbole übereinander anbringen.

Auf diese Weise lassen sich Verkehrsströme leiten bzw. der Verkehr aus bestimmten Bereichen heraushalten.

Planer mit graphischem Interesse können das Orientierungssystem den Stadtverwaltungen vorschlagen.

Wichtig ist, daß es nicht abstrakt entwickelt wird, sondern gut auf die normale Wahrnehmungsfähigkeit bezogen ist.

STADTTEIL-PLAN (5.19)

Für die Bewohner besitzen weniger die großen Städte als vielmehr die Stadtquartiere Identität. Der Wunsch, sie zu verstärken, wird immer deutlicher. Daher benötigen auch die Stadtviertel u.a. eigene Stadtpläne.

Sie können in zweifacher Weise angefertigt werden:

- in Form von großen gemalten Schildern an einigen wichtigen Stellen des Stadtviertels
- und in gedruckter Form für jeden Haushalt , für Schulen, Institutionen und Vereine.

Die Herstellung macht keine Schwierigkeiten. Man kann den Stadtviertelplan aus dem Stadtplan herausnehmen. Eine Vergrößerung des Maßstabes empfiehlt

sich — um ihn lesbarer zu machen und um ihn mit weiteren Eintragungen zu bereichern.

Der Stadtviertelplan soll nämlich kein eng begrenzter Plan zum Auffinden einer Straße sein, sondern er soll — zwischen die Straßennetze eingefügt und unten bzw. auf der Rückseite — Informationen über Geschichte und Spezifik des Stadtviertels geben.

Es ist sinnvoll, einen solchen Plan auch über einen Block und über seine Siedlung zu machen.

STADTTEIL-FÜHRER (5.20)

Die meisten Informationstafeln an Bauten und Objekten sind viel zu bruchstückhaft und uninformativ; lediglich der Eingeweihte erhält aus ihnen Hinweise. Überdies sind sie in einer kalten, glatten, technokratisch verengten Sprachweise abgefaßt, die alle Betroffenheit und Menschlichkeit und sogenanntes Sachliches beschränkt.

Eine Alternative dazu ist es, wenn die mündlichen Aussagen z.B. von alten Leuten erklären, wie sie in früheren Zeiten in ihren Wohnungen lebten: wie die Zimmer und der Straßenraum benutzt wurde, welche Leute hier wohnten, was sie taten, welche Schicksale sie hatten. Oder wie in einer Fabrik gearbeitet wurde; bis hin zu den Witzen der Frühstückspause.

Solche ausgewählten Texte kann man fotografisch hochvergrößern, mit Fotos, Zeichnungen oder Fotomontagen versehen, eventuell auch mit Grundrissen; lichtunempfindlich gemacht werden sie auf eine Tafel unter Plexiglas und feuchtigkeitssicher an Häusern aufgehängt oder als Schild über einem Metallgerüst aufgestellt in Sichthöhe, jedoch geschützt vor Zerstörung.

Aus den Texten läßt sich auch ein Stadtteil-Führer machen.

Ein gedruckter Stadtteil-Führer sollte die Aktivitäten im Viertel, die Tätigkeiten der einzelnen, der Vereine und der Institutionen durchsichtig machen.

Am besten macht ihn die Bevölkerung selbst — in einer Projektgruppe.

TECHNISCHE DENKMÄLER (5.21)

Die letzten 200 Jahre unserer Geschichte wurden nicht von Adel und Kirche geprägt sondern von der Industrialisierung. Sie hat Spuren und Bauten hinterlassen, die in Gefahr sind, zerstört zu werden — und daher unter Denkmalschutz gehören.

In den letzten 10 Jahren wurde — nach England und Skandinavien — auch in der Bundesrepublik der Denkmalschutz für die historischen Fabriken und die Sozialgeschichte (u.a. Arbeiterhäuser, aber auch Fabrikantenvillen) sowie der Infrastruktur (alte Brücken, Bahnhöfe u.a.) entwickelt.

Eine Projektgruppe ermittelt diese Objekte und Bauten im Stadtviertel, fotografiert sie, sammelt Daten und Angaben über ihre Geschichte. Sie interviewt mit Tonband alte Leute und läßt damit die Bevölkerung ihre eigene Geschichte schreiben — aus ihrer eigenen Erfahrung.

Oft ist es leicht, bestimmte Maschinen und Einrichtungen vor dem Schrott zu retten.

Alle Objekte erhalten Schilder mit alten Fotos, Zeichnungen oder Fotomontagen und mit Texten, die den Zusammenhang herstellen.

WANDMALEREI (5.22)

In jedem Viertel gibt es eine Fülle von Wänden, die man bemalen kann: Brandmauern, Bunkerwände, Bretterzäune, Wände öffentlicher Gebäude u.a.

Künstler malen zusammen mit der Bevölkerung Szenen, die die Geschichte und Spezifik des Stadtteils sichtbar machen. Jeder Mitmaler malt seine eigene Figur — um sich mit der Malerei identifizieren zu können.

Diese Malerei dient dann nicht mehr lediglich einer gedankenleeren Verschönerung, sondern sie regt die Stadtbenutzer an. Sie ist eine Aufforderung und Intensivierung.

Beispiele dafür gibt es in vielen spanischen Orten. Vorbilder können mexikanische und chilenische Wandmalereien sein. Der Gröpelinger Bunker in Bremen-Gröpelingen dokumentiert die Entwicklung vom Dorf zur Industriestadt.

Literatur:
- Sunke HERLYN/Hans-Joachim MANSKE/ Michael WEISSER (Herausgeber), Kunst im Stadtbild. Von „Kunst am Bau" zu „Kunst im öffentlichen Raum". Ausstellungskatalog. Bremen 1976 (breite Übersicht).
- Wolfgang SCHMITZ, Wider die Idylle. „Kunst am Bau" am Gröpelinger Bunker in Bremen: Vorwärts 8.2.1979

DENKMÄLER UNSERER EIGENEN GESCHICHTE (5.23)

Denkmäler halten Erinnerungen wach und gegenwärtig. Ein Denkmal sollte ein Anstoß zum „Denk-mal" sein.

Die Geschichte ist nicht allein die Geschichte großer Feldherren und Herrscher, sondern vor allem *unsere* Geschichte. Aber in welchen Denkmälern spiegelt sich dies heute? Hier haben wir eine große Lücke zu füllen. Eine Projektgruppe macht daher für ihr Viertel eine Denkmäler-Konzeption und engagiert Künstler, die eine große Anzahl von Statuen aufstellen: für die unbekannte Arbeitermutter mit 7 Kindern, für die Kräuterfrau, welche außerordentlich vielen armen Familien ohne irgendeine Bezahlung selbstlos half, für den Armen-Arzt des 19. Jahrhunderts, für den Bergarbeiter, den Mann am Hochofen, an der Walze, am Schmiedeofen, für den Maurer und Zimmermann, für die von den Freicorps erschossenen Arbeiter des Ruhrkampfes, für die Familie, die Juden half, für den von den Nazis umgebrachten Zigeuner, für die bettelarme Oma Grün und für viele andere.

Die Denkmäler posieren nicht mehr auf Sockeln, sind nicht mehr ritualisierte Kolossalfiguren, haben Lebensgröße, stehen in der Regel zu zweit beisammen — als Figuren, die sich unterhalten und bei denen man die Vorstellung hat, daß man mit ihnen ganz menschlich sprechen könnte.

Neben den Denkmälern werden Informationstafeln mit umfangreichen Texten aufgestellt, die Zusammenhänge erklären.

Der Stadtteil erhält sein Denkmal-Lesebuch, das in vielen Haushalten steht und in der Schule zum Lernmaterial gehört.

Für Besucher werden Führungen durch den Stadtteil und zu den Denkmalen organisiert.

ÖFFENTLICHE INFORMATIONSFLÄCHEN (5.24)

Es zeugt für den embryonalen Zustand unserer Demokratie, daß viele Stadtparlamente den gesamten öffentlichen Raum ihrer Städte an Werbeträger-Gesellschaften vermietet haben — mit dem Monopol, dort Anschläge zu machen. Mangels Musterprozeß blieb diese tiefgreifende Verfassungswidrigkeit bislang in Kraft.

Daher ist das sogenannte „wilde Plakatieren" (Herrschaftssprache) keineswegs illegal.

Jede Straße, jeder Block und jeder Stadtteil muß seine eigenen kostenlosen Informationstafeln (für nichtkommerzielle oder nur begrenzt kommerzielle Informationen) erhalten.

Dort darf jedermann veröffentlichen, was er will. Dagegen kann niemand Bedenken haben, denn gegen Unerlaubtes gibt es normale Gesetze; dafür benötigt man kein generelles Verbot aller Veröffentlichungen.

Beispiele: Viele niederländische Städte haben freie Anschlagwände für nichtkommerzielle Mitteilungen; in Italien zahlt man Gebühren für Anschläge mit aufgeklebten billigen Gebührenmarken. Die Bewohner der Arbeitersiedlung Eisenheim stellten eigene Anschlagwände auf.

III. KOMMUNALPOLITIK

MACHBARKEIT

Viele Verbesserungen im Wohnumfeld sind rasch machbar.

- Sie sind Reformen, die gratis sind.
- Oder Reformen, die fast nichts oder nur wenig kosten.
- Häufig sind die Mieter und Eigentümer froh, daß sie endlich selbstbestimmte Chancen zur Verbesserung erhalten.
- Für viele Verbesserungen muß man lediglich Wissen vermitteln,
- für viele einen Anstoß geben.
- Viele kosten „nur" etwas *eigene* Arbeit. Dies ist die Chance von Arbeitern, sich ihre Umwelt zu verbessern.

MACHBARKEITSSTUFEN

Wir unterscheiden drei Machbarkeitsstufen:

- Manches kann ich heute Nachmittag tun. Ganz allein. Oder ich hole mir einen Nachbarn zu Hilfe. Wir tun es dann gemeinsam.
- Anderes kann eine Straßengemeinschaft (Bürgerinitiative) gemeinsam planen, finanzieren, selbst ausführen, teilweise kaufen oder bezahlt anfertigen und aufstellen lassen.
- Einiges ist außerordentlich kostenauf-

wendig. Weder einzelne, noch eine Bürgerinitiative können es realisieren. Hier ist die Stadtverwaltung oder eine Institution herauszufordern.

Vieles wird nicht realisiert, weil man Machbares der ersten und zweiten Stufe nicht *selber* tut. Hier muß ein Bewußtseinsprozeß ansetzen, der die eigenen Motivationen, Fähigkeiten und Finanzmittel mobilisiert.

Die Aktivität der dritten Stufe geht nach außen: gemeinsam zwingen wir Behörden und Institutionen, infrastrukturelle Verbesserungen vorzunehmen.

Es gibt natürlich auch Mischformen der Machbarkeitsstufen.

Ohne den Staat aus seiner Verantwortung zu entlassen, heißt unser Prinzip:
Ohne Millionen – für Millionen!



Denkmäler fürs Viertel

VERFÜGUNGSBEDINGUNGEN

Welche Lebensqualitäten bzw. Wohnwerte Menschen erhalten, hängt ab

- von ihrem Lohn, d.h. von dem, was sie sich leisten können (durch Miete oder Kauf),
- von den historischen Umständen, die von Wohnquartier zu Wohnquartier unter gleichen sozialen Bedingungen unterschiedlich sein können. (Z.B. sind Arbeitersiedlungen unter bestimmten Umständen entstanden und bieten heute höherwertiges Wohnen für Arbeiter als die meisten anderen Arbeiterviertel.)
- Die Lebensqualitäten hängen weiterhin von der Verfügungsform ab: ein Eigentümer kann in seiner Wohnung mehr verändern als ein Mieter. Aber auch innerhalb der Mietverhältnisse gibt es Unterschiede: unter bestimmten Umständen haben Mieter eigentümerähnliche Verfügungsrechte (z.B. in vielen Arbeitersiedlungen).
- Die Verfügungsrechte kann man erweitern, wenn man sich organisiert und dadurch Macht gewinnt: durch Bürgerinitiative, Mieterrat, Interessengemeinschaft oder ähnliches.

EIGENTUM

Eigentum begründet die Verfügungsgewalt über die Entwicklung individueller Lebensqualitäten. Dabei bleibt es häufig; es werden keine sozialen Lebensqualitäten entwickelt. Denn: häufig isolieren sich Eigentümer von ihren Nachbarn,

- indem sie sich durch Zäune, hohe Hecken und Mauern abschirmen
- und indem sie sich durch Besitzdemonstrationen nach oben (von unten) abzuheben versuchen.

Soziale Lebensqualitäten kann man nur entwickeln, wenn man

- seine Nachbarn akzeptiert,
- sich ihnen zuwendet
- und mit ihnen gemeinsam die Wohnumwelt gestaltet.

Es gibt viele Länder, in denen das Eigentum keineswegs zur Isolation führt. Auch für die Bundesrepublik lassen sich solche Entwicklungen erhoffen. Zunehmend lernen Mittelschichtenangehörige, daß Besitz- und Statusfetische Illusionen darstellen, mit denen man sich selbst täuscht und die die anderen immer weniger täuschen.

Und zunehmend lernen sie auch, daß Kleineigentum etwas anderes ist als Produktivkapital großen Umfangs.

SELBSTVERWALTUNG

Die Bewohner einer Straße, eines Blocks oder einer Siedlung tun gut, sich zusammenzusetzen und zu organisieren: sie können dann die individuellen Lebensqualitäten ihres Außenbereiches so anlegen, daß sie zusätzliche soziale Lebensqualitäten erhalten: sie können das nachbarschaftliche Umfeld gemeinsam verbessern.

Beispiel für Selbstverwaltung in Wohnbereichen sind Arbeitersiedlungen wie Eisenheim in Oberhausen und die Siedlung am Kanal in Lünen sowie eine Häusergruppe am Pfannmüllerweg in Darmstadt-Kranichstein und an der Otto-Burmeister-Allee in Recklinghausen.

Die Bewohner können sich eine rechtliche Bindung auferlegen, indem sie sich eine Gestaltungssatzung geben, die das Stadtparlament absegnet.

ANEIGNUNG

Aneignung ist nicht nur die Übernahme eines Bereiches ins Eigentum, sondern jegliche Form, in der Grenzen der Verfügung durch aktives Handeln verschoben werden – zum Beispiel die ständige Benutzung eines Platzes oder eines privaten Territoriums. Kinder sind oft Weltmeister im Aneignen. Je stärker Mieter gemeinsam ihre Verfügung entwickeln,



Öffentliche Informationsflächen

desto mehr können sie ihre Wohnung und ihr Wohnumfeld nach ihren eigenen Interessen verändern. Wo sich die Bevölkerung einen Wohnbereich aneignet, kann man von „zweiten Architekten" sprechen, wenn sie ihn nach ihren Bedürfnissen umgestalten.

ORGANISATION DER ANEIGNUNG

Wie kann die Aneignung durch die Benutzer organisiert werden?

1. Beispiel: In den Niederlanden gibt es freiheitlichere Gesetze und ein entwickeltes Selbstvertrauen vieler Menschen. Der Gesetzgeber hat das Leerstehenlassen von Häusern angesichts der Wohnungsnot zu Recht als unsoziales Verhalten angesehen und Konsequenzen gezogen: er stellt das soziale Recht des Wohnens über das Eigentumsrecht; daher dürfen leerstehende Wohnungen besetzt werden (niederländisch: kraken). Viele junge Menschen sind so selbstbewußt, daß sie dies auch tun. Manche von ihnen haben eine ganze Liste von besetzten Häusern aufzuweisen. Die Hausbesetzer (Kraker) haben sich zu einer Vereinigung zusammengeschlossen, zum Krakbond. Sie machen eine eigene Zeitschrift und veranstalten Tagungen.
2. Beispiel: Die 1972 gegründete Arbeiterinitiative Eisenheim in einer Oberhausener Arbeitersiedlung rief für ihr Viertel die Selbstverwaltung aus. Die Leute sagten: Nichts geht mehr ohne uns. Wenn der Eigentümer der Häuser oder eine Bürokratie etwas in unserem Viertel tun will, müssen sie mit uns reden. Im Rahmen der Sanierung (nach Städtebauförderungsgesetz) nutzten die Bewohner die Mitbestimmungsrechte. Weiterhin funktionierten sie ein nicht mehr benötigtes Waschhaus zu einem Volkshaus um, ein zweites zu einem Kinderhaus. Im Volkshaus feiern sie nicht nur ihre Feste, sondern sie halten dort auch jeden Monat eine Vollversammlung ab, wo sie besprechen, was sie tun wollen. Sie haben sich im Kampf um ihre Erhaltung gesagt: Einfach anfangen! Nach fünf Jahren hatten sie gewonnen und die Siedlung wurde modernisiert – nach den Wünschen der Bewohner. Jetzt bleiben sie als Selbstverwaltung der Siedlung zusammen und entwickeln gemeinsam ihr sozialkulturelles Leben. Dafür verlieh ihnen die Kulturpolitische Gesellschaft den Kulturpreis 1978.
3. Beispiel: Mehrere Stadtkreise (Boroughs) von London sind mit einem Netz von demokratisch gewählten Nachbarschaftsräten (neighbourhood councils) überzogen. Sie ermuntern die Bevölkerung zur Selbstorganisation im Quartier und zu Mietergruppen. (Vgl. auch Bologna und Pavia).

INFRASTRUKTURPLAN

Daß die gängigen Instrumente der Planung wie der Flächennutzungsplan und der Bebauungsplan immer fragwürdiger werden, läßt sich überall dort erkennen, wo Planung nach differenzierten Bedürfnissen betrieben wird.

Die außerordentlich qualitätsvolle Sanierung von Ladenburg (Neckar) wird mit Rahmenplänen betrieben, die kleinmaßstäblich ohne Zwang zur Vollständigkeit und flexibel angelegt sind.

Pläne werden im übrigen nicht nur dort benötigt, wo sie als juristische Festlegungen von Parlamenten verabschiedet werden sollen, sondern sie können auch dazu dienen, Überlegungen und Prozesse darzustellen. Jeder Block und jede Siedlung sollte seine eigenen Pläne für eine soziale Infrastruktur haben (vgl. Pavia). Soziale Infrastruktur umfaßt dabei jede Art von Verbesserung des Wohnumfeldes.

AUFGABEN-VERTEILUNG

Aufgabe des Staates (der dazu in demokratischen Prozessen gezwungen werden muß) ist es

- die Rahmenbedingungen zu organisieren, die die eigene Tätigkeit – einzeln und in der Gruppe – ermöglichen und fördern,
- die Mittel bereitzustellen, die über die individuellen Möglichkeiten und über die der Gruppe hinausgehen,
- wichtige Voraussetzungen zu schaffen (Erschließung u.a.),
- die Beratung zu organisieren und zu finanzieren. die die eigenen Möglichkeiten übersteigen.

BERATUNG

Oft erfordert die Selbsthilfe Beratung. In vielen Fällen kann man sie selbst organisieren – indem man Experten um Auskunft bittet.

Nimmt die Beratung einen zu großen Zeitaufwand ein, dann muß sie in der Regel entschädigt werden.

- Kleine Summen kann man selbst oder die Gruppe aufbringen.
- Größere Summen muß der Staat zur Verfügung stellen.

Beispiele: Die Arbeiterinitiativen in Arbeitersiedlungen des Ruhrgebietes und der Bundessowie die Landesverbände der Bürgerinitiativen Umweltschutz haben Berater-Netze organisiert. Die Berater arbeiten kostenlos. Sie sind einzelnen Initiativen zugeordnet und werden untereinander „ausgeliehen".

Literatur:
- Jörg BOSTRÖM/Roland GÜNTER (Herausgeber), Arbeiterinitiativen. (VSA) Hamburg 1976, S. 22/27 (Beraternetz).
- Wilfried NELLES/Reinhard OPPERMANN, Alternativen der Politikberatung. Beratung der Bürger oder der Bürokratie? Lokale Politikforschung vor Ort: am Beispiel von Arbeitersiedlungen im Ruhrgebiet: ARCH+ 38/1978, S. 34/38.

Max Frisch über Planer:
„Viele Architekten begehen die Rücksichtslosigkeit, für sich selbst zu bauen. Das können sie tun, wenn sie ein Monument bauen."

BERUFSPERSPEKTIVE FÜR PLANER

Die gängige Honorar-Ordnung ist aus der Neubau-Tätigkeit abgeleitet. Sie prämiert das Bauvolumen und damit auch die sinnlose Verschwendung. Jede Gemeinde hat jedoch das Recht, als freie Vereinbarung Dienstleistungsverträge mit Architekten abzuschließen: für einen Stunden- oder Tagesaufwand von Beratern.

Unter dieser Voraussetzung ist ein Berater in der Lage, die Eigentätigkeit der Bewohner mit fehlendem Expertenwissen zu ergänzen. Und: er wird dafür honoriert, daß er Hinweise für das Einsparen von Finanzmitteln gibt.

Nach dem Vorbild des 1978 in Berlin gegründeten Selbsthilfe-Netzwerks können sich Gruppen zusammentun und sich eine „zweite Steuer" auferlegen (projektorientiert, zeitlich begrenzt). Diese zweite Steuer kann dazu dienen, Berater-Tätigkeiten zu honorieren.

Die Architekten müssen selbst in den nächsten Jahren mithelfen, daß diese Möglichkeiten entstehen: durch gezielte Bewußtseinsbildung.

Es geht nicht darum, einen Berufsstand mit Überkapazität zu versorgen, sondern *real* vorhandene Unterkapazitäten an Expertenwissen zugunsten der breiten Bevölkerung zu decken.

Die Bewohner eines Blocks oder einer Siedlung setzen durch, daß sie bestimmen dürfen, wer den Planungsauftrag erhält.

Oder: sie setzen durch, daß zum Planer des Investors oder der Gemeinde ein zweiter Planer als Berater der Bewohner finanziert wird. Selbstverständlich haben die Bewohner das Vorschlagsrecht, wer sie beraten soll.

Beispiele: Am Anfang der Siebziger Jahre führte die Frankfurter Volkshochschule erfolgreich stadtweite Kurse mit der Bevölkerung im Hinblick auf eine bevölkerungsorientierte Stadtplanung durch. Im Martinsviertel Darmstadt fand advokatorische Planung statt. Bei der Sanierung der Arbeitersiedlung Eisenheim (Oberhausen) werden zwei Planer finanziert, die die Arbeiterinitiative zusätzlich zu den offiziellen Planern durchgesetzt hat.

Bürgernahe Planung und „Mehr Demokratie wagen" (Willi Brandt) sind bislang nur Wahlparolen geblieben.

SOZIALE KOMMUNALPOLITIK

Wir haben keine soziale Kommunalpolitik. Wir müssen sie erst in einem langen Prozeß von unten her durchsetzen.

Nichts hindert uns daran, uns vorzustellen, wie sie aussehen könnte.
Prinzipien:

- Statt zentralistische Denkmäler zu klotzen, werden dezentrale Maßnahmen gefördert. Das heißt: statt weniger großer Schritte werden viele kleine gemacht.
- Statt die Maßnahme von oben zu planen und durchzuführen, wird sie mit der Bevölkerung geplant und durchgeführt.
- Sie bildet einen Ansatzpunkt, um nicht mehr paternalistisch von oben her aufzupfropfen und lediglich zu versorgen, sondern es wird nun die Eigentätigkeit der Bevölkerung aufgenommen oder vorsichtig herausgefor-

dert sowie gefördert.

- Es wird möglichst keine Vollförderung gewährt, sondern die Eigenmöglichkeiten der Bevölkerung werden einkalkuliert.
- Die Förderung ist entweder a) Anreiz; oder b) Beihilfe, wenn die eigenen Mittel nicht ausreichen; oder c) Ergänzung, wenn Zusatzhilfen notwendig sind; oder d) Überbrückung; oder e) Auffangen „unrentierlicher" Kosten; oder f) Beitrag; oder g) Finanzierung von Beratungskosten; oder h) Personalkostenfinanzierung.
- Die Ämter arbeiten mit der Bevölkerung, vor Ort und unkonventionell. Sie besprechen mit Bürgergruppen deren Möglichkeiten.
- Durch Dezentralisierung und reduzierte Förderung wird eine breiter angelegte Hilfe zur Selbsthilfe möglich. Folge: der Verteilungskampf in den Rathäusern wird nicht mehr auf potente Organisationen konzentriert, sondern breiter — aber auch abgeschwächter. Denn: nun erhalten sehr viele ihre Chance.
  Daß dies in längerfristigen Zeiträumen geschieht und sich in kleinen Schritten vollzieht, entlastet die Debatten und hat die Folge, daß ruhig viele „begehrlich" werden können, sogar „begehrlich" werden sollen.
- An die Stelle des risikolosen Verwaltens des Mangels und einiger denkmalhafter, aber wenig leistungsfähiger großer Institutionen tritt der Mut zum Experiment und zum Risiko. Die Risiko-Begrenzung erfolgt aus der Natur der Projekte: kleine Maßnahmen lassen sich eher bremsen, es wird schneller und auch ständig durchschaubarer, was ein Windei und was substantielle Entwicklung ist.
- Das parlamentarische Verfahren wird verändert. Die Bezirksausschüsse sind nun Arbeitsgremien (nich tmehr bloß Anhörungsgremien); sie erhalten bestimmte Entscheidungskompetenzen und einen bestimmten Etat. Es gibt mehr Bezirksausschüsse — wenigstens für 20.000 Einwohner einen Ausschuß. Die Bezirksausschüsse haben offene Projektkommissionen, die die Vorarbeit leisten.
- Die Bevölkerung wird aufgerufen, Bereichskomitees zu bilden — für jeden überschaubaren Block bzw. Siedlung (d.h. für rund 1000 Menschen). Dadurch wird einer Majorisierung der Bezirksausschüsse durch aktive Einzelhändler vorgebeugt, wie sie etwa in den Sanierungsbeiräten, aber auch in vielen Stadtparlamenten auftritt.
- Die Stadtplanung und Stadtentwicklung geschieht vor allem in kleinem Maßstab: im Block- bzw. in der Siedlung.

ALTERNATIVEN DER ÜBERGANGSZEIT

Wir haben keine soziale Kommunalpolitik, meist nicht einmal Ansätze dazu. Und wir werden sie auch auf lange Zeit nicht haben. Ihre Entwicklung ist ein langsamer Prozeß.

Vermutlich ist sie auch nur erzwingbar dadurch, daß wir uns selbst nach Art von Nebenregierungen organisieren. Solange Verwaltungen und Parlament unfähig sind, bürgernahe Planungen, d.h. mitbestimmte Planungen zu machen, müssen wir unsere eigene Planung aufziehen. Und das selbst tun, was wir tun können. Ferner: Schrittweise der Obrigkeit Verbesserungen abzwingen.

Max Frisch über Politiker:
„Die Berufspolitiker haben nicht soviel zustande gebracht, daß wir ihnen viel zutrauen können."

DURCHSETZUNG

Die Repräsentanten, die die Wahlergebnisse und ihre Pfründe großenteils wie mittelalterliche Kanoniker verwalten, nehmen nach aller Erfahrung kein Problem von sich aus auf. Die Entscheidungsgremien reagieren nur auf ein langanhaltendes Maß an Druck aus der Bevölkerung.

Der Widerstand und die Entwicklungskräfte werden nicht von oben hervorgerufen oder gefördert, sondern stets von unten. Oben wird vielmehr in allen Parteien die Entmündigung der Bevölkerung betrieben. Unter dem Stichwort der „Versorgung" und der „Wohlfahrt" werden selbst wichtige soziale Schritte, die von unten abgerungen wurden, von den Repräsentanten als eine Art Fürstengeschenk in feudaler Tradition präsentiert. Die Mitsprache und Mitbeteiligung, die Herausbildung von politisch handelnden Individuen und Gruppen wird nicht von oben betrieben, sondern von unten.

Man darf davon ausgehen, daß die Desillusionierung der Bevölkerung über ihre Obrigkeit und ihre Repräsentanten inzwischen weit fortgeschritten ist.

Sie mündet keineswegs überall in Resignation; vielmehr sind wichtige Bürgerbewegungen in vielen Bereichen in Gang gekommen. In den letzten zehn Jahren wurde von einer zunehmenden Zahl von Menschen, die sich nicht mehr dem feudalen Paternalismus der Konservativen wie auch der häufig korrumpierten Führungen der Arbeiterbewegung überließen, wichtige Lernschritte in Praxis und Theorie gemacht.

Spontan und selbstorganisiert entstanden Gruppen, suchten und fanden untereinander Verbindungen, lernten, ihr Schicksal nicht mehr als naturwüchsig hinzunehmen oder gegen eine „Panne" zu lamentieren, sondern die ökonomischen, politischen und sozialen Verhältnisse zu durchschauen.

Handlungskonzept:

- Bildet kleine Projektgruppen. Ein einzelner kann bereits eine Gruppe sein. Besser: zwei bis drei.
- Sind es mehr Leute, sollten sie sich unbedingt in mehrere kleine Projektgruppen aufteilen.
- Es empfiehlt sich als Arbeitsgemeinschaft, d.h. unhierarchisch und unbürokratisch zusammenzuarbeiten.
- Die Projektgruppe macht einen groben Straßenplan für ihren Block, ihre Siedlung oder ihr Quartier.
- Durch Ortsbegehung stellt sie fest, welche Straßen für die Durchfahrt von Autos unumgänglich sind.
- Dann untersucht sie, welche Straßen Sackgassen werden können.
- Und: in welchen der Verkehr verlangsamt werden muß.
- Ferner: wo Autos durch Schräg- oder Senkrecht-Parken gesammelt und dadurch freie Flächen gewonnen werden können.
- Sie stellt den groben Straßenplan mit den Eintragungen in gut erkennbarer Form, aber nicht perfekt gezeichnet (kein großer Arbeitsaufwand) an bestimmten Stellen des Viertels aus (Straße, vor Eckkneipen, in Kneipen, in Schulen) — rund 4 Wochen.
- Dabei sammelt die Projektgruppe weitere Anregungen, trägt sie ein
- und verbessert den Plan.
- Sie sammelt beim Ausstellen Unterschriften.
- Dann macht sie eine Bürgerversammlung und lädt dazu ein: die Stadtratsmitglieder des Viertels, die Stadtverwaltung, vor allem den Planungsdezernenten und die Leute von der Straßenverkehrsbehörde sowie vom Ordnungsamt, ferner Vertreter der Parteien, Vertreter von Institutionen (Lehrer, Pfarrer, Gewerkschaftsfunktionare u.a.) sowie die Presse.
- Eine Resolution fordert die Straßenverkehrsbehörde auf, konkrete Maßnahmen bis zu einem bestimmten Zeitpunkt zu ergreifen.
- Die Projektgruppe stellt konkrete Anträge an die Verwaltung oder an das Parlament.
- Sie arbeitet mit der Verwaltung gemeinsam Maßnahmen aus.
- Sie setzt so lange mit Aktionen (Informationsstände, Flugblätter, Presse-Konferenzen, Anrufe bei Abgeordneten und Verwaltung, Kinder-Demonstrationen vor dem Rathaus und in Ausschuß- und Ratssitzungen u.a.) nach, bis erhebliche Verbesserungen erzielt sind.

Literatur:

- Roland GÜNTER/Janne GÜNTER, Bürgerinitiativen: Bauwelt 49/1971.
- Heinz GROSSMANN (Herausgeber), Bürgerinitiativen, Schritte zur Veränderung. (Fischer) Frankfurt 1971.
- Brigitte HÖBEL/Ulrich SEIBERT, Bürgerinitiativen und Gemeinwesenarbeit. (Juventa) München 1973.
- Willi BUTZ u.a., Bürger initiativ. (DVA) Stuttgart 1974.
- Hanspeter KNIPSCH/Friedhelm NICKOLMANN, Die Chance der Bürgerinitiativen. (Hammer) Wuppertal 1976.
- Ralf DIETER, Dietmar REINBORN, Thomas SCHALLER, Bürger planen Verkehrsberuhigung selbst. Wie die Bürgerinitiative „Verkehrsentlastung Stuttgart-Mitte/Süd" Planen von unten machte: ARCH+, 31/1976, S. 33/37 (konkrete Aktionen).
- Lore DITZEN, Institutionalisierte Anwaltsplanung in Holland. „Inspraak" bei der Stadterneuerung — das niederländische Beispiel: ARCH+ 29/1976, S. 17/19.
- Roland GÜNTER/Rolf HASSE, Handbuch für Bürgerinitiativen. (USA) Westberlin 1976 (u.a. Mustersatzung zur Eintragung als Verein, Argumentationstechniken der Gegenwehr).
- Jörg BOSTRÖM/Roland GÜNTER (Herausgeber), Arbeiterinitiativen. (VSA) Westberlin 1976 (u.a. Schulung in mehreren Bereichen z.B. Öffentlichkeitsarbeit).